

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 27.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlornen Mann.

Von Hermann Hirschfeld.

An den Polizeipräsidenten Herrn Friedrich von Thal
zu Rothenstein.

Herr Präsident!

Die Hand, die ohne Zittern diese Zeilen zeichnet und damit das Siegel drückt auf ein Menschendasein, von der Welt beneidet, gepriesen, — seinem Träger zur Hölle, — sie ist Ihnen nicht fremd, — noch weniger der Name des Unglückseligen, mein Name: Kaspar Ehrenfried Waldenau, Guts- und Fabrikbesitzer im Kreise Rothenstein, vor zehn Jahren durch königliche Gnade mit dem Kommerzienrathstitel geehrt. Manche frohe Stunde haben wir gemeinsam in weiterem und engeren Kreise durchlebt, sie reicheten hin, mir die Ueberzeugung zu gewähren, daß Amt und Würde nicht Herz und Gefühl in Ihnen überwuchert, und keinem andern, keinem Besseren wüßte ich beiliegende Blätter zu übergeben, die Unschuldige von dem schwersten Verdacht, vom Verdacht des Mordes reinigen, die Schuld und Irrthum sühnen sollen, und heischen mildes, erbarmendes Gericht.

Doch nicht für den Schreiber hienieden. Wenn diese Zeilen Menschenauge erreichen, steht er selber vor dem Weltenrichter, seines Urtheils gewärtig, vor ihm, der den Sterblichen mißt nach den Gebrechen, nach den Schwächen des Staubes, aus dem er ihn bildete. — Auf den hochgehenden Bogen des Mittelmeeres, unter heiterem, sternbesäeten Himmel, dessen Sonne ich heute zum letztenmal scheiden sah in königlicher Glorie, richtete ich an Sie mein letztes Wort. Ich befinde mich auf dem Dampfer „Medusa“, nach Neapel bestimmt. Hinter mir liegt das erleuchtete Genua, in weitem Umkreis die Berge mit seinen Villen und Palästen säumend. Des Leuchthurms Flammenschein ist noch dem Auge nicht erloschen, — ihm entgegen richtet mit geblähten Segeln ein Schiff sein Steuer, — die Mannschaft ist auf Deck, alles ist wach, alles in Bewegung, sie kehren heim, — wie ein „Willkommen“ strahlt ihnen die gigantische Leuchte entgegen, — heim — und ich —

Die Gluth, die mich zum Ziele führt, sie lodert in mir, — dem bald Sechzigjährigen, heiß, wild, wie eines Jünglings feurige Wallung, — und dies Ziel ist der Tod.

Gesetz, Ehre, Religion, — alles, alles stempelt den Selbstmord zum Verbrechen, und doch vollziehe ich diesen Schritt mit Ruhe, er ist längst geplant, längst gereift. Nicht mich irdischer Gerechtigkeit zu entziehen; — sie soll, ist es noch möglich, glücklich werden, — sie, um derentwillen ich ein Dasein, das ich bis vor kurzer Frist ehrenvoll durchlebt und ehrenvoll zu beschließen hoffte, mit Thaten der Leidenschaft besleckt, — die ich noch immer liebe, umfange in Gedanken mit unendlicher Gluth, — die mir

vergeben möge, vergeben wie mein Sohn, zu dessen Kunde Sie diese Hefte bringen dürfen, — vergeben wie Oswald Frankenthal, dem ich anbiete, als Sühne des Geschehenen, das Höchste, was ich darzubringen vermag: die Liebe Melanies, die Million ihres Wittthums — (meine Güter, Fabriken, meines Wirkens reiche Früchte habe ich testamentarisch meinem Sohne bestimmt).

Ich bitte Oswald Frankenthal, meiner Wittve Gatte zu werden, — es ist mein letzter Wunsch, — einen Engel gebe ich in seine Huth — einen Engel. — Melanie! —

Wir ist, als dringe der süße Duft vom Ufer der Riviera zu mir herüber, schmeichelnd, betäubend; — durch Orangen- und Citronenhaine glitzern myriaden Leuchtkäfer, hell und dunkel wechselt in holdem Zauberspiel; vom Sternenlicht beschienen ragen die schneeigen Marmorvillen, mit heiteren Farben reich geschmückt, empor aus dunklen Lorbeerheden, — hohe Pinien streben zwischen ihnen zum Himmel hinan, ernstern, getreuen Wächtern gleich, — o heilige Natur, wie deine Schönheit, wie dein Zauber meine Brust durchdringt, — wie ich fühle, fühle —

Dort schimmert, deutlich erkennbar, ein weißes Gewand auf dem Balkon, — eine weibliche Gestalt steht an der Balustrade und späht, wie erwartend, in die Ferne. Meine Phantasie leiht ihr bekannte Züge, heißgeliebte, — sie gaultelt mir holde Bilder vor, — an ihrer Seite mich an diesen zauberhaften Stätten, liebend, geliebt. —

„Medusa!“ — Wer rief den Namen des Schiffes, das den Glenden trägt? Ja, Medusa! Zu rechter Zeit weist meiner Seele Auge mir dein fürchterliches Haupt, — die Träume erstarren. „Sühne, büße!“ ruft mit eherner Stimme das Gewissen.

Ich büße, — ich lasse sie, — Trennung von ihr ist schon Tod an sich selber, — ich sühne. —

Die Wache wechselt in einer Minute, — dann ist es Zeit. Unbeachtet, geräuschlos gleite ich über den Schiffsrand in die Wogen. Das Mittelmeer sei mein Grab. Ich habe es geliebt, seit ich zum erstenmal über seine blaue Fläche glitt, — Jahre sind vergangen, — es war eine Nacht wie heute, — vorüber — ich bin Großvater.

Des neugeborenen Unschuldigen, der Schuldlosen, die ich hinter mir lasse, halber beschwöre ich Sie, geben Sie den Namen, den jene mit mir theilen, nicht der öffentlichen Verachtung preis, erfordert es nicht die Nothwendigkeit. Nur einer könnte es verlangen, und er wird schweigen — Melanies willen; von ihm hänge die Entscheidung ab, er —

Es ist Zeit, — die Wache ruft — ein Lebewohl Ihnen, allen, allen. Noch ein Blick ringsum — ein letzter, — noch ein Gedanke

an die meinen, — an sie, sie — und nun, die große Sünde durch größere sühnend. — Nun zu Gott, zum Richter. Er sei mir gnädig. Ich bin ruhig.

Waldenau.

Aus meinem Tagebuche.

Sainect, August 187*.

Von einem Inspektionsritt kehre ich eben nachhause zurück. Forst und Felder meines Gutes habe ich eingehender Besichtigung unterworfen und alles in gutem Stand gefunden. Die Ernte übertrifft, geschieht kein Unfall, meine Erwartung. Meine Leute sind treu und willig, sie fühlen das Auge des Herrn, das auf ihnen ruht, wissen, ich lohne gern und tadle nicht ohne Grund und Verständnis.

Auf der Rückkehr weitete ich lange in der Fabrik, dem eigentlichen Felde meiner kaufmännischen Thätigkeit. Unter Bernhards Leitung, des seit Jahren in meinem Hause wirkenden, geht alles dort seinen gewohnten Gang, oder besser noch, der Umsatz hat sich gesteigert; größer ist der Verkehr, belebter das Treiben; etwas wie Stolz schwellte mein Herz, der Mittelpunkt dieser komplizierten Maschinerie zu sein, ein Wort kann sie zum stehen bringen, wie ein Gedanke sie hervorrief und meine Thakraft sie aus bescheidenem Umriß zu gigantischen Dimensionen hob. Seltsam, seit ich mir nun die Oberleitung im großen und ganzen vorbehalten, und mehr und mehr kleinere Geschäftslasten abgestreift, größere Mühe der Verwaltung meines Gutes zu gewinnen, ist mir's, als gehöre ich nicht mehr zur Fabrik wie früher, und doch habe ich, ihre Bedeutung zu erhöhen, durch den Ankauf des Geheimnisses der neuerfundnen Maschine zur Tuchbereitung ein fürstliches Kapital geopfert. Bernhardt, der sonst so knauserig vorsichtige, mag es verantworten, wenn seine Empfehlung nicht den erhofften Gewinn bringt.

Ah, für wen aber aller Reichtum, für wen alles Mühen und Streben?

Hätte nur mein einziger Sohn, die Frucht einer kurzen, glücklichen Ehe, Lust zu dem Stande seines Vaters bewiesen. Allein wie sein kalter, immer berechnender Charakter sich nie dem meinen anzuschmiegen vermochte, so wenig begriff er den Werth des Erwerbs, so wenig die Aufregung des Handels und Wandels. Ich versuchte, ihn zu mir heranzuziehen; es gelang mir nicht; so ließ ich ihn den eignen Weg gehen; so ehrenvoll er sein mag, ich hätte ihn anders gewünscht. Mein Herbert ist Professor der todtten Sprachen an der Universität zu H. Mit Stolz nennt die Wissenschaft seinen Namen; er fühlt sich glücklich; seit kurzem mit einer Professorstochter vermählt, ihm gleich an Charakter; von Herzen gönne ich ihm sein Glück, — es könnte nie das meine sein.

Bin ich denn glücklich? Der Gedanke wühlt mächtig erschütternd durch meine Seele, er ließ nicht ab von mir, da ich dahintritt durch den herrlichen Morgen, dahin durch Hain und Feld, prangend in sommerlichem Schmuck, dahin durch das Dorf, zum Gute gehörend, dessen Bewohner mich als ihren Wohlthäter preisen. Alles mein, und ich selbst körperlich rüstig wie ein Jüngling, geistig frisch und unabgestumpft, Orden und Titel schmücken mich, — bin ich glücklich? — Die Menschen sagen's!

Müßige, selbstquälende Frage. An regere Thätigkeit im Geschäft gewöhnt, fülle ich meine Mühe mit Gräbelein, wie sie Langerweile zu erzeugen pflegt. — Aber habe ich denn Langerweile? Zum erstenmal fühle ich die entnervende, dämonische Macht, die nie gekannte, die sich heranstiehlt aus dem Dunkel der Nacht zu dem Einsamen, Alleinstehenden. —

Ich bin allein! —

Das Pferd, sich selber überlassen, vollkommen mit Weg und Steg vertraut, hielt, Diener sprangen hinzu, — ich war zuhause, vor dem Gartenthor meiner Villa, — man nennt sie ein Schmuckkästchen weit in der Runde. Am Eingang des Vestibüls kam mir Jakob, das alte Faktotum unseres Hauses, entgegen und begleitete mich, wie er häufig zu thun pflegt, wenn Wichtiges zu berichten ist, in mein Schreibzimmer im Erdgeschoß.

Seit unserer Kindheit sind wir zusammen; aus dem Gespielen des Knaben — Jakobs Vater war Lagerdiener im Geschäft des meinen — ward der dienende Begleiter des Jünglings, oft, obgleich nur wenige Jahre älter, der getreue Eckart desselben, der es verstand, die häufig gewaltsam sprudelnde Leidenschaft zu dämmen; selbst später noch, selbst jetzt noch, geschähe hin und wieder in meiner leicht erregbaren Wallung wohl eine Handlung, die ich hernach zurücknehmen möchte, vereitelte sie nicht Jakobs

Sorge, vor dem ich kein Geheimniß habe, noch zu rechter Zeit. Was wäre ich ohne diesen Braven, Hochgetreuen?

Mit dem Ausdruck innigster Anhänglichkeit sah der Alte mich an, der ich mich an meinem Schreibtisch niederließ, — ich mochte ein wenig erhitzt und roth aussehen, — der Ritt hatte mir warm gemacht.

„Wie blühend, wie jung Sie heute wieder aussehen,“ sagte er; „mancher Jüngling möchte mit meinem Herrn Ehrenfried tauschen — so kräftig und frisch. Wenn ich mich dagegen im Spiegel sehe, — und habe doch, Gott sei Dank und meinem lieben Herrn Ehrenfried, nie gekannt, was Sorge heißt; — ja, ja, ich hab's ja immer gesagt, der Herr Ehrenfried ist eine ganz besondere Natur.“

Ich mußte unwillkürlich lächeln, und doch — o der menschlichen Schwäche —, ein unwillkürlicher Blick glitt zum Spiegel, prüfend, vergleichend.

Jakob hatte recht. Wir waren gleichen Alters; aber ein Greis fast er, ich ein Mann in seiner Jahre Reife, — ich hatte Gefallen an mir selber.

„Was gilt's, Schmeichler,“ sagte ich lachend, „du möchtest mich, den Vater eines gesetzten Sohnes, der sich schon selber Gatte nennt, noch zum Ehestandskandidaten machen?“

„Und warum nicht? Mich dünkt, der Herr Ehrenfried haben schon zu lange gezögert. Sie sind reich genug, sollte eine Gattin Sie überleben, ihr mehr als standesmäßigen Unterhalt zu sichern, ohne Ihres Sohnes Erbe zu verkümmern. Darum frisch zugegriffen, das Alter mit Rosen des Herbstes geschmückt, — so eine heitere, vernünftige Wittve am Ende der Dreißiger, oder eine gesetzte junge Dame gleichen Alters —“

„Nichts davon,“ unterbrach ich fast rauh seine Rede. „Du sagst es, zu lange habe ich gezögert, nun trage ich im Alleinsein die Strafe. Nichts in der Welt ist mir mehr zuwider, als die ‚gesetzten Wittwen‘, oder soll ich den Messias einer sitzengebliebenen alten Jungfer spielen? Hätte ich noch einmal geheirathet, hätte es vor Jahren geschehen müssen, und dann ein Weib nach meinem Ideal, — ein Weib, — doch das verstehst du nicht. Ich versäumte es, oder besser, ich fand nichts, was meinem Traum von wahrer Weiblichkeit entsprach; leicht dämpfte ich meine leicht erregbare Leidenschaft, die mich zu Thorheiten verleiten konnte, durch angestrenzte Thätigkeit, — nun ist es aus, und fände ich selbst jetzt, was ich gewünscht, erstrebt, — ich zähle mehr als der Fünfziger Mitte. — Genug von diesem Thema, — du hast eine Meldung zu machen?“

„Ja, Herr Ehrenfried,“ erwiderte der Alte. „Beim Kirchbauern ist abermals eingebrochen worden, auch der Forstwart klagt über Waldfrevel, — es duldet keinen Zweifel, daß sich der schwarze Wolf — er ist seit kurzem aus dem Gefängniß entlassen — wieder regt; der Herr Ehrenfried werden vorderhand eine strenge Unternehmung einleiten lassen, ehe wir die Sache dem Herrn Polizeipräsidenten übergeben.“

Mein leicht erhitztes Blut wallte auf. „Habe ich in der Hoffnung, den Burschen zu bessern, darum seine Mutter, die alte Hexe, im Gemeindehaus untergebracht?“ rief ich. „Habe ich ihm selber eine Summe auszahlen lassen, als er freikam, um auf's neue mein Eigenthum, meine Leute von seinen Frevelthaten belästigen zu lassen? Gnade ihm Gott, fällt der Bube in meine Hände.“

„Wie Ihr nur wieder seid,“ beschwichtigte Jakob, „wie ein Student, gleich Feuer und Flammen. Es ist ja noch nicht erwiesen; allerhand anderes Gesindel macht seit kurzem die Gegend unsicher. Erst untersuchen und dann richten. Wollen Sie dem Amtsdienere seine Instruktion erteilen?“

Ich schrieb hastig das Nöthige auf einen Bogen; während dessen war einer der Hausdiener ins Zimmer getreten.

„Herr Frankenthal läßt anfragen, ob sein Besuch dem Herrn Kommerzrath passend,“ meldete er.

Arnold Frankenthal war ein Freund meiner Kindheit gewesen. Wir hatten auf einer Schulbank gesessen. Sein weicher, hingebender Charakter, ein Widerspiel des meinen, hatte mich zu ihm hingezogen. Später, als Männer, waren wir uns durch einen Zufall wieder begegnet; er lebte als Geschäftsmann in dem meinem Gute benachbarten Kreisstädtchen Rothenstein in nicht dürftigen, aber sehr bescheidenen Verhältnissen, war Wittwer und Vater eines als Ingenieur abwesenden Sohnes, wie ich, nur mit dem Unterschied, daß zwischen Vater und Sohn das innigste Band der Liebe zu walten schien. Seine Gespräche drehten sich meist um Oswald, mehr als einen Brief brachte er zu meiner Kunde. Entspricht das Herz ihres Schreibers seinen Aeußerungen,

muß Oswald Frankenthal ein trefflicher Mensch sein. Glücklicher Vater! —

Zu euch, ihr Blätter, in denen ich so oft der Seele Stürme austoben ließ, in denen ich mich barg und mein Fühlen, wie der von den empörten Wellen willenlos Geschleuderte sich anklammert an des Felsenriffes Moos. Das Herz ist ein Kaleidostop. Wir glauben es in die rechten Formen und Normen gelegt zu haben, ein Auck des Schicksals — und alles ändert sich, alles wechselt; mein armes Herz, — nein, nicht mein armes, mein reiches, mein großes Herz, mein glückliches, soviel der Fülle der Empfindung noch tragen, noch verstehen zu können.

Wie es tobt und hämmert. Ich muß mich zur Ruhe zwingen, kalt berichtend, objektiv wie von Fremdem, soll, wird es mir gelingen. —

Auf Frankenthals, des Jugendfreundes, Meldung empfing ich ihn sogleich; unwillkürlich musterte ich, was ich nie vorher gethan, auch ihn bei seinem Eintritt. Wie mein Jakob, schien auch er mir an Alter weit voraus, sein Haar war beinahe völlig ergraut, das milde, bartlose Antlitz von leisen Furchen durchzogen; wohl mehr die Sorge als die Zeit mochte sie mit unverlöschbaren Zügen gezeichnet haben.

Wie hatte ich bei Frankenthal die Aeußerung einer gedrückten Stimmung bemerkt, ich wußte, daß er zuweilen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ihm unbewußt, fand ich Gelegenheit, sie zu ebnen, — er selber verrieth sie mir, feinführend, fürchtend, damit an meine Großmuth zu appelliren, weder durch Miene noch durch Wort. Heute schien er aber in einer besonders freudig bewegten Stimmung; — nachdem Jakob mit seinen Instruktionen das Zimmer verlassen, konnte ich nicht umhin, ihn nach der Ursache zu befragen.

„Seit gestern Abend,“ erwiderte er, — „weiß mein Sohn, mein Oswald, bei mir. Er hat seine Studien ehrenvoll bestanden, seine Zeugnisse, im Maschinensach namentlich, sind trefflich, — nachdem er in der Stadt, wo er seine Lehrzeit beendete, bereits als geschulter Hilfsarbeiter fungirte, will er sich hier niederlassen, um selbstständig zu wirken. Gebe Gott nur, daß sich des braven Jungen Streben erfülle und daß ich ihm so zur Seite stehen könnte, als meine Liebe es wünscht und seine Treue es verdient.“

„Ist Ihr Oswald ein so guter Sohn, lieber Frankenthal, ist er nur eines trefflichen Vaters würdig,“ erwiderte ich. „Und was seine Karriere betrifft, — ich schmeichle mir, in maßgebenden Kreisen nicht ohne Einfluß zu sein, und gern, einem alten Jugendfreunde zulieb, bin ich zu jedem Schritt in dieser Hinsicht bereit.“

Frankenthal drückte mir die Hand. „Ich dachte mir's,“ sagte

er einfach. „Und je eher wir etwas für die Jungen thun, um so besser. Ich glaube, ihn quält der Ehrgeiz. Ich finde ihn verändert, — eine gewisse Traurigkeit liegt in seinem Wesen, eine Erregtheit, die ich sonst nicht an ihm gekannt.“

Ich mußte lächeln. „Wie alt ist Ihr Oswald?“ fragte ich.

„Dreiundzwanzig wird er zum Herbst.“

„Sollte nun nicht ein anderer Grund mit ins Spiel kommen; sind Sie der Vertraute seines Herzens?“

Frankenthal schien zu stutzen. „Wenn es wäre,“ sagte er leise — „aber er hatte bis jetzt kein Geheimniß vor mir — —“ Er ward nachdenklich.

„Hören Sie mich, lieber Freund,“ nahm ich das Wort, „wir wollen es erproben, indem wir seiner Thätigkeit Stoff geben, ihm zugleich zu Namen und Wohlstand verhelfend. Keinen Dank, was ich thue, ist Freundespflicht.“

„Von einem amerikanischen Techniker habe ich das Geheimniß der Erfindung eines neuen Maschinensystems zur Tuchbereitung zu freier Benutzung angekauft. Nicht lange erfreute sich der Urheber der Frucht seines Geistes. Er starb vor wenig Wochen, — sein Geheimniß, dessen alleiniger Erbe ich bin, mit ihm; aber er lebte lange genug, die Konstruktion der bewußten Maschine zu vollenden. Jeder Tag kann sie bringen, — bewährt sie sich, wie ich die Ueberzeugung habe, wird sie dem Besitzer eine Quelle des Wohlstandes und ihrem Verfertiger desgleichen. Ich stelle Ihrem Oswald das Geheimniß des Systems zum Studium zu Gebot, — er mag daran lernen, noch verbessern, zu den Vorbeeren des Erfinders eigne Blüthen hinzuthun.“

Den Ausdruck des Glücks in Frankenthals Zügen zu beschreiben, ist der Feder unmöglich. Wie lieb muß er seinen Sohn haben, wie gesegnet hat Gott ihn; — Liebe — und ich — —?

„Mag Oswald selber seinem edlen Gönner danken,“ sagte er, „ich habe mir erlaubt, ihn hierher zu bescheiden, um, wenn es Ihnen recht, ihn meinem alten Jugendfreunde vorzustellen, von dem ich ihm schon viel berichtet. Er harret meiner im Vorgarten.“

Daß ich den jungen Mann sofort ins Haus nöthigen ließ, ist selbstverständlich. Er kam, — ein hübscher, wohlgewachsener, junger Mann, das gutmüthige Antlitz des Vaters, doch fehlt der Ausdruck der Intelligenz nicht darin. — Bescheiden und freimüthig zugleich nahte er sich mir; — Oswald Frankenthal ist eine Erscheinung, die sympathisch anmuthet, — und doch, obgleich ich das Bewußtsein seines Werthes fühlte, hatte ich in seiner Nähe ein gewisses Gefühl des Befangenseins, der Unbehaglichkeit, jenes Gefühl, das mich zu ergreifen pflegt, wenn die Lust mit elektrischen Strömen geschwängert und ein Gewitter im Anzug ist. (Fortsetzung folgt.)

Sozialdemokratische Partei
Deutschlands
Partei Vorstand
Bibliothek

Brennstoffe und Wohnungsheizung.

Von Rothberg-Lindener.

Es war während des letzten Theils einer Reise nach der Hauptstadt eines modernen Kaiserreiches, daß ich, etwas ermüdet von der Betrachtung der mit furchtbarer Konsequenz zwischen Flugsand, Nieserwald, Wolfsmilchplantagen und Bruchwiesen abwechselnden Landschaft, den Blick wieder nach innen, das heißt auf die Mitreisenden im Coupée, richtete. Sofort wurde mir ein Antheil an der sogenannten Unterhaltung gewährt, deren Kosten mit aristokratischer Verschwendung ein junger Mann fast ganz allein trug, der nichts einzuwenden haben würde, wenn man ihn in Kürze als „ganz patent modern“ bezeichnete. Die Größe und Noblesse seines „Stammhauses“ in Dundee — das mit eignen Augen zu sehen, ihm leider nie beschieden war! die einzig dastehende Qualität der von ihm generalvertretenen Integewebe; seine Ueberzeugung bezüglich der Wichtigkeit seiner Sendung, durch welche erst die von ihm berücksichtigten Bedürftigen — lauter „seine Häuser“ — Befriedigung eines schmerzlichst empfundenen Bedürfnisses erfahren könnten; dann wieder Andeutungen über die ihn in der Hauptstadt erwartenden außerordentlichen, aber natürlich wohlverdienten Genüsse, von denen ich mir nach den Hauptbeiwörtern „famos, göttlich“ eine genügende Vorstellung machen konnte: das waren die mit Beharrlichkeit kaleidostopisch immer wieder gemischten Ingredienzien der mir freundlichst gespendeten, gebildeten Unterhaltung.

Ohne Furcht, deren Faden zu verlieren, hatte ich schon wieder-

holt den Kopf zum Fenster hinausgesteckt, um ein Zeichen vom Reiseziel zu erspähen. Endlich entdeckte ich das erste und konnte eine erfreute Bemerkung nicht zurückhalten. Mein ausgezeichnete Mitreisender bemühte sich vergeblich, das Anzeichen gleichfalls zu sehen, „trotzdem er doch routinirter“ sei, als andre Leute. Ich machte ihn nun auf einen ziemlich ausgedehnten Schmutzflecken am klaren Septemberhimmel aufmerksam: das von der Weltstadt emporgeschickte Kohlenrauchopfer! Infolge davon mußte ich, nach einer herablassenden Anerkennung meiner richtigen Beobachtung, eine Dithyrambe über mich ergehen lassen über den Segen der Arbeit, die unendlichen, kaum zu fassenden Fortschritte, die „man“ heutzutage mache, die alle beglückenden Resultate der Industrie, besonders der durch den Handel befruchteten: „von all' dem spricht zu dem modernen Gebildeten jene Rauchwolke!“ schloß er emphatisch.

Durch die vorhergegangene Anerkennung kühn gemacht, wagte ich noch hinzuzusetzen: „Aber auch von einem guten Theil Unwissenheit, mangelhaften Einrichtungen und unverantwortlicher Verschwendung!“ Das möglichst weite Hinwegrutschen meines Mitreisenden von meiner Person zeigte mir ohne Worte die Mißbilligung meiner als Beweis jener verwerflichen allgemeinen Unzufriedenheit angefaßten Bemerkung.

Nicht um mich bei meinem gebildeten Mitreisenden vielleicht nachträglich noch in ein besseres Licht zu setzen, sondern um die

Aufmerksamkeit des geschätzten Leserkreises der „Neuen Welt“ auf ein Gebiet zu lenken, das mit zu den wichtigsten der menschlichen Kultur, ja Existenz, rangirt, präzisire ich meine Ansicht von der Bedeutung der Rauchwolken, welche zu gewissen Zeiten größere Ortschaften wie mit einem Trauertuche einhüllen, nun näher dahin, daß dieser massenhafte Rauch nicht nur das Bestehen vieler nützlichen Feuerstätten anzeigt, sondern gleichzeitig auch beweist, daß unsere Feuerungsanlagen meist sehr mangelhaft in ihrer Einrichtung, unsere Brennstoffe in Hinsicht ihrer Eigenschaften ungenügend gekannt sind, und aus beiden Gründen ihre Verwendung oft zweckwidrig, also verschwenderisch geschieht. Da die Brennstoffe mit ihren bestimmten Eigenschaften uns von der Natur geboten werden, so müßte die Einrichtung der Feuerungs- und Heizungsanlagen in allen Fällen unter genauer Beachtung derselben getroffen werden, um zweckentsprechend zu sein.

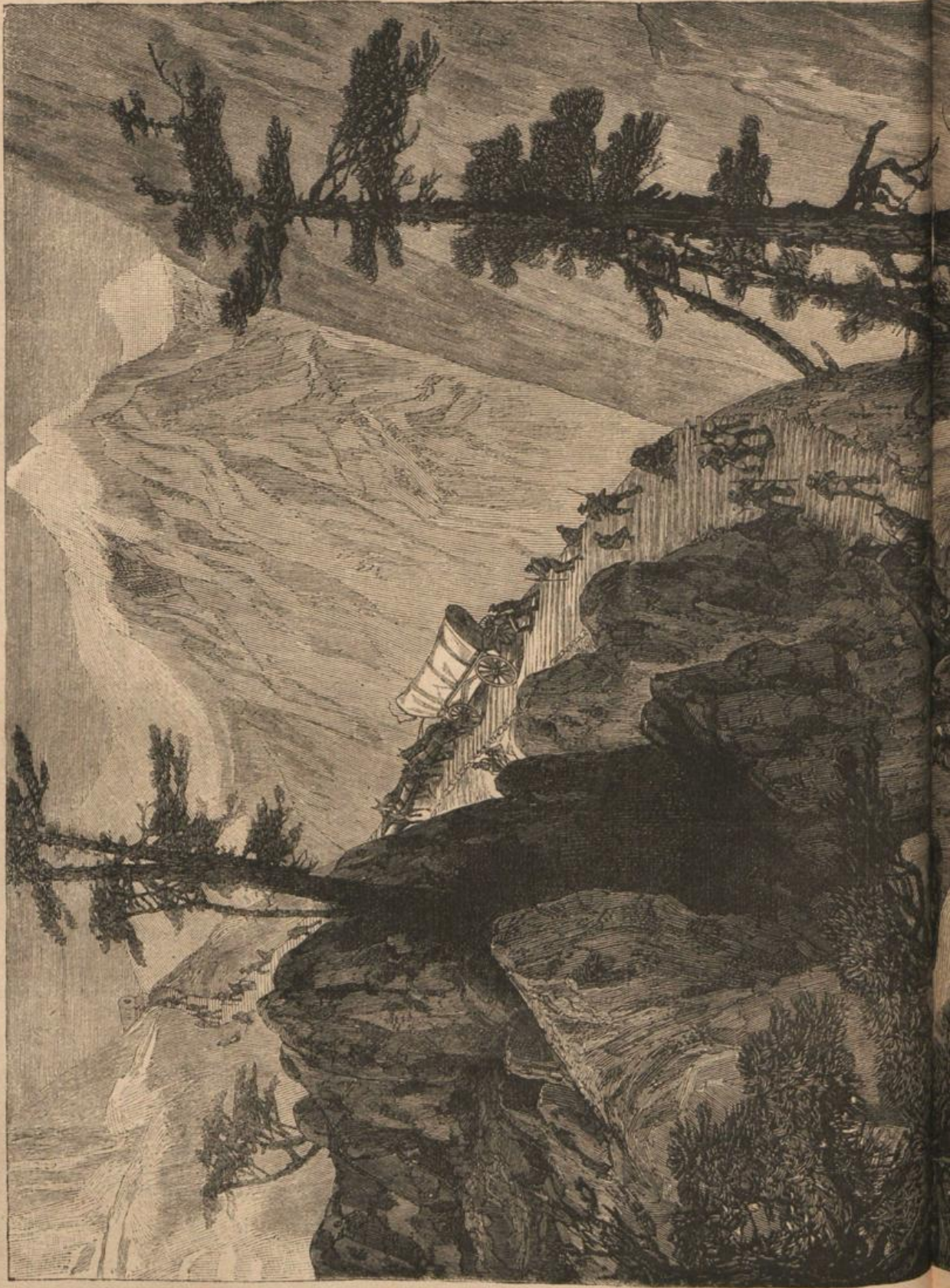
Daß aber die möglichst vollkommene Erreichung des jeweiligen Zwecks unter Verwendung nur der durchaus nöthigen Menge von Material auch in diesem Falle nicht bloße Forderung einer ziellosen Verbesserungsjucht, sondern des allgemeinen menschlichen Interesses ist, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden: kann doch jedes durch richtige Einsicht vor Vergewandung bewahrte Quantum von Arbeitsprodukt, resp. die ersparte Zeit, in anderer Richtung fruchtbringend, andere Bedürfnisse befriedigend, angelegt werden, — oder

wenigstens könnte und sollte es so sein! —

Um ein sicheres Urtheil über den jetzigen Stand und Werth unserer häuslichen Einrichtungen gegenüber diesem wichtigen Prinzip zu gewinnen, betrachten wir zuerst die Brennstoffe

hinsichtlich ihres Herkommens, der Zusammensetzung und Vorbereitung zu Brennmaterialien.

Es seien hier unter Brennstoffen und Brennmaterialien nur



diejenigen brennbaren Körper verstanden, die zu gewerblichen und hausökonomischen Zwecken behufs Hervorbringung von Wärme Anwendung finden, die natürlichen, d. h. noch nicht künstlich veränderten, sind ganz allgemein in chemischer Hinsicht sämmtlich

Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, wobei der erstere gewöhnlich den überwiegenden Procenttheil bildet. Ein Brennstoff ist um so werthvoller, je mehr er Kohlenstoff und

Verhältniß zu dem aufgewandten Volumen oder Gewicht erhebliches Quantum Wärme frei wird. Zwar gibt es noch mehr Mittel und Wege, Wärme zu erzeugen (Oxydation oder Verbrennen von Me-

tallen, Fäulniß und Gährung organischer Substanzen, Vereinigung gewisser Elemente mit Chlorgas, mechanische, elektrische und Lichtbewegung), jedoch sind diese sämtlich von keiner nützlich ökonomischen Bedeutung für die Gegenwart.

Nachdem die große physikalische Entdeckung von Robert Mayer, daß Wärme und mechanische Arbeit äquivalent, d. h. in einander verwandelbar und zwar nach festem Verhältniß sind, sich die gebührende Anerkennung erkämpft hat, erregte die aus diesem Prinzip gezogene Nutzenanwendung ein gewisses Aufsehen, daß man demnach die in der Natur einen großen Ueberfluß bekundenden, unbenutzten mechanischen Kräfte des Windes, der Meeresfluthen, des in Bächen und Strömen zu Thal stürzenden und fließenden Wassers, durch geeignete mechanische Vorrichtungen werde in Wärme umwandeln und diese ausnutzen können. Diese Idee erscheint aber vorerst mehr blendend, als in Wirklichkeit ausführbar, wenn wir nächst der technischen Schwierigkeit, die bewegten Luft- oder Wassermassen in großartigem Maßstabe an Maschinen mechanisch arbeiten zu lassen, und den Effect räumlich nach den Orten zu leiten, wo man Wärme benötigt, noch berücksichtigen, daß das mechanische Aequivalent der Wärme zwar sehr groß, das umgekehrte aber entsprechend klein ist.

Anwanderer auf dem Wege nach den Silberminen von Leadville. (Seite 322.)



Wasserstoff und je weniger Sauerstoff er enthält; denn wir bereiten eben nutzbare Wärme, indem wir eine chemische Vereinigung von Kohlen- und Wasserstoff mit dem Sauerstoff der Luft, den wir überall umsonst vorfinden, zuwege bringen, wobei ein im

Die mechanische Arbeit, welche 440 Kilo einen Meter hoch hebt, entspricht nur der Erwärmung eines einzigen Kilo Wasser um einen einzigen Grad Celsius!

Zwar ist es die Strahlung der Sonne, welche die Luft-

strömungen veranlaßt und das Wasser als Dunst oder Dampf gehoben hat, sodas die Quellen dieser Bewegungen unerschöpflich sind; aber in unseren Brennstoffen haben wir die allbelebenden Sonnenstrahlen als künstliche Wärmeerzeuger in konzentrierter, transportabler und in der für unsere mannichfaltigen Zwecke höchst Form vor uns; oder ökonomisch zu sprechen, für jetzt noch bei weitem am billigsten.

Die Licht- und Wärmestrahlen der Sonne befinden sich in den Brennstoffen als chemische Differenz. Was ist darunter vorzustellen? fragt der Leser, dem chemische Theorie erklärlicher Weise nicht geläufig ist. Wenn ich nun auch eine Definition so gebe: Chemische Differenz ist der Unterschied an innerer oder Molekularbewegung von Stoffen, welcher zum Theil bei ihrer Vereinigung zu neuen Verbindungen als Wärme, Licht oder Elektrizität nach außen abgegeben wird, — so befriedigt diese doch vermutlich nur wenig. Aber die Entstehung chemischer Differenz gerade aus Sonnenwärme hat ein jeder Naturfreund, der im Sommer gern durch Wiese und Wald streift, schon empfunden!

Zwar nicht dem Verstande, aber den Gefühlsnerven hat sich der Vorgang der Bildung chemischer Differenz bemerkbar gemacht durch die Frische, die von einer üppigen Wiese, einem reichen Kleeфельde aufsteigt, durch die Kühle, die den unter das grüne Laubdach Treten den umfängt. Der Wald ist kühler, als ein schattengebendes Felt. Die Verdunstung von Wasser erzeugt nur einen Theil der Abkühlung. Je üppiger die Pflanzen wachsen, umso mehr Kühle erzeugen sie. Wir wissen, daß eine Pflanze einen gewissen Temperaturgrad an Wärme in Luft und Boden vorfinden muß, damit sie vegetiren könne; aber wachsen, an Gewicht zunehmen, kann sie nur, wenn auch das Licht der Sonnenstrahlen auf sie wirkt.

Der Vegetationsvorgang der Pflanzen besteht nämlich im wesentlichen in der Zerlegung der aus der Luft von ihnen aufgenommenen Kohlenäure in Kohle (gleich Kohlenstoff, zu dem dann in wechselnden Verhältnissen die Elemente von Wasser und Ammoniak treten) und in den freiverdenden, als Gas ausgeschie-

denen Sauerstoff. Dieser ist nun aber ein permanentes Gas, d. h. er besitzt eine solche Spannung oder Energie in den Schwingungen seiner Moleküle, daß man bis jetzt durch keine mechanische Zusammenpressung ihn hat flüssig machen können; im Gegensatz dazu läßt sich die Kohlenäure durch Druck sowohl in flüssigen als festen Zustand bringen.

Um aus dem Zustand geringerer Spannung in der Kohlenäure in den eines permanenten Gases überzugehen, bedarf der Sauerstoff einer großen Wärmezufuhr; die Pflanzenvegetation vermittelt diesen Uebergang, indem die nöthige Wärmemenge bei dieser Verwandlung von Kohlenäure in brennbare organische Substanz und Sauerstoff den Sonnenstrahlen, und zwar nicht nur den darin enthaltenen Wärme-, sondern auch den Lichtstrahlen entnommen wird. Diese Wärmebindung erklärt die von der grünen Vegetation sozusagen ausgehauchte Kühlung.

Wenn wir also unsere Bedürfnisse als Zwecke mit den Naturvorgängen in Verbindung bringen wollen, so können wir demnach die Bildung von brennbarer Pflanzenfaser oder von Holz als Aufspeicherung von Sonnenwärme und Licht betrachten. Das ist aber indirekt zu verstehen, denn die Wärme, die wir durch Verbrennen von Holz entwickeln, liegt nicht eigentlich in diesem aufgespeichert, sondern in dem Sauerstoff der Luft, der bekanntlich zur Unterhaltung der Verbrennung in beständig neuer Menge an den Brennstoff treten muß, und durch Wiedervereinigung mit der Kohle seine permanente Gasform verliert.

Würde durch die Vegetation die Kohlenäure grad auf in Kohle und Sauerstoff zerlegt, so würden wir ganz genau die zur Herstellung von 1 Kilo der ersteren aufzuwendende Sonnenwärme auf 8080 Wärmeinheiten angeben können; das ist 8080 mal so viel Wärme, als 440 Kilo durch Fall von 1 Meter Höhe in einem Kilo Wasser Wärme entwickeln. Denn es ist durch Versuche festgestellt, daß durch Verbrennung von 1 Kilo reinen Kohlenstoffs zu Kohlenäure 8080 Kilo Wasser um 1 Grad C., oder 80,8 Kilo um 100 Grad C. erwärmt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Geseze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist.

(Schluß.)

Alles zusammengenommen, kann man sagen, war in den außereuropäischen Kulturländern die ganze Natur verschworen, die Macht der Phantasie zu erhöhen und die des Verstandes zu schwächen.

In Europa dagegen zielen die Naturerscheinungen im ganzen dahin, die Phantasie zu beschränken, den Verstand dagegen aufzumuntern und die Menschen mit Vertrauen auf ihre eigenen Hülfsmittel zu erfüllen und jenen kühnen Forschergeist wach zu rufen, von dem allein der Fortschritt für alle Zukunft abhängt.

Im einzelnen den abweichenden Weg zu verzeichnen, den wegen der Verschiedenheit der Natur die europäische Kultur gegenüber allen vorhergehenden genommen hat, ist unmöglich. Denn etwas anderes ist es, eine allgemeine Wahrheit zu erkennen und etwas anderes, diese Wahrheit nach allen Seiten hin zu verfolgen und mit allgemeiner verständlichen Zeugnissen zu belegen.

Zugegeben 1. daß es gewisse Naturerscheinungen gibt, welche die Phantasie stark erregen, und 2. daß diese Erscheinungen außer Europa zahlreicher sind, als in demselben, so folgt daraus unumgänglich, daß in den Ländern, wo die Phantasie jenen Antrieb erhielt, andere Wirkungen erfolgt sein müssen, als in Ländern, wo dies weniger der Fall war. Vergleichen wir z. B. Indien und Griechenland, so werden wir finden, wie Literatur, Religion und Kunst durch die Natur beeinflusst und bestimmt worden sind. In der altindischen Literatur finden wir die merkwürdigsten Beweise von zügelloser Oberherrschafft einer bis zur Krankhaftigkeit üppigen Phantasie. Auf Prosa wurde fast gar keine Mühe verwendet, sogar ihre meisten Werte über Grammatik, Geseze, Geschichte, Medizin, Mathematik, Geographie u. s. w. sind in dichterischer Form abgefaßt. Dieser Eigenheit in der Form steht eine entsprechende Eigenheit des Geistes zur Seite, indem in dieser Literatur alles darauf angelegt war, der menschlichen Vernunft Trotz zu bieten.

Keine Verdrehung der Wahrheit durch die Phantasie hat so viel Unheil gestiftet, als der übertriebene Respekt vor vergangenen Zeiten. Diese Verehrung des Alterthums streitet mit aller Ver-

nunft, jemehr aber der Verehrung für die Vergangenheit die Hoffnung auf die Zukunft folgen wird, desto rascher wird der Fortschritt sein. Diese thörichte Verehrung für das Alter ist es, welche die Dichter mit der Vorstellung des goldenen Zeitalters beglückte; sie ist es, die den Theologen ihre Vorstellung von der Tugend und Reinheit des Menschen und von seinem spätern Fall aus jener Höhe gab; sie ist es auch, die den Glauben verbreitete, daß in alten Zeiten die Menschen nicht nur tugendhafter und glücklicher, sondern auch körperlich bevorzugter gewesen seien, als wir, ihre schwachen und entarteten Nachkommen.

In dieser Beziehung leisteten die indischen Dichter Unglaubliches; ihre Könige und Helden lebten nicht nur tausende, sondern millionen von Jahren; die indische Zeitrechnung wirft mit Zahlen um sich, gegen die sogar die Perioden der heutigen Geologie verschwindend sind. Den Verstand zu unterjochen und die Phantasie auf den Thron zu heben, ist der allgemeine Grundzug in Literatur, Kunst und Religion. In den Dogmen ihrer Theologie, in dem Charakter ihrer Götter, in den Formen ihrer Tempel sehen wir, wie die erhabenen und drohenden Naturerscheinungen das Gemüth des Volkes mit den Bildern des Grandiosen und Schrecklichen erfüllten, die sie nun in sichtbaren Formen zu wiederholen suchten und denen sie die Eigenthümlichkeiten ihrer Bildung verdankten.

In dem großen Mittelpunkt asiatischer Kultur wird die menschliche Energie eingeschränkt und eingeschüchtert durch die Erscheinungen seiner Umgebung. Neben den Gefahren des tropischen Klimas sind hier jene erhabenen Gebirge, die den Himmel zu berühren scheinen und von deren Abhängen jene mächtigen Ströme sich ergießen, die keine Kunst aus ihrer Bahn lenken und keine Brücke überspannen kann. Hier sind auch undurchdringliche Wälder, ganze Länder von Urwald bedeckt, und jenseits wieder endlose Wüsteneien; daneben wüthen Stürme, verheerender als man sie in Europa kennt, welche so plötzlich und gewaltig hereinbrechen, daß es unmöglich ist, sich gegen sie zu schützen.

In Griechenland dagegen ist alles kleiner und schwächer.

Gefahren aller Art sind weniger zahlreich; das Klima ist gesünder, Erdbeben seltener, Orkane weniger gefährlich, wilde und schädliche Thiere weniger zahlreich. Die höchsten Berge erreichen nicht ein Drittel der Höhe des Himalaja und seine Flüsse nähern sich nicht im entferntesten jenem imposanten Wasserfall, der von den Bergen Asiens niederrauscht; in Folge dessen wird der menschliche Geist weniger erschreckt und weniger abergläubisch; die natürlichen Ursachen wurden allmählich studirt, wodurch zuerst eine Naturwissenschaft möglich wurde.

Die Wirkung dieser verschiedenen Gedankenrichtung auf die Religion ist höchst auffallend. Die indische Mythologie beruht, wie die jedes tropischen Landes, auf dem Schrecken. Der Gott Schiwa wird dargestellt als ein Wesen von Schlangen umgürtet, mit einem Menschenschädel in der Hand und mit einem Halsbande von Menschenknochen; er hat drei Augen und ist in ein blutendes Tigerfell gehüllt, wie ein Rasender irrt er umher und über seiner linken Schulter erhebt die tödtliche Capella-Schlange ihr Haupt. Diese Mißgeburt einer mit Schrecken erfüllten Phantasie hat eine Gattin, deren Körper dunkelblau und deren Hand roth ist, um ihren unerfättlichen Blutdurst anzuzeigen; sie hat vier Arme und trägt in einem den Schädel eines Riesen, die Zunge hängt ihr aus dem Munde, ihren Gürtel umschlingen die Hände ihrer Opfer und ihr Hals ist mit Menschenköpfen geziert, die an einem entsetzlichen Halsbande angereiht sind.

Selbst in der Kindheit der griechischen Religion findet sich nicht die leiseste Spur von etwas Aehnlichem; während die Richtung der asiatischen Kultur dahin ging, den Abstand zwischen den Menschen und ihren Gottheiten zu erweitern, suchte die griechische Bildung diesen Abstand zu verengen. Alle indischen Götter hatten etwas Ungeheuerliches an sich, Wischnu vier Hände, Brahma fünf

Köpfe und so fort. Die Griechen dagegen stellten sich ihre Götter nicht nur unter menschlichen Formen vor, sondern auch mit menschlichen Eigenschaften, mit menschlichem Verstand, Geschmack u. s. w. Die asiatischen Menschen wurden von dem Gefühle ihrer Unterwürfigkeit so erfüllt, daß sie es nie wagten, ihre eigenen Handlungen mit denen der Götter zu vergleichen. Die europäischen Menschen dagegen, ermutigt durch die größere Sicherheit und Unthätigkeit der Außenwelt, fürchteten sich nicht, diesen Vergleich anzustellen. Daher findet sich auch bei ihnen zuerst der Herrendienst. Die Vergötterung von Sterblichen wurde zu einem anerkannten Theil der griechischen Religion, und von dort aus wurde diese Sitte später von der römischen Kirche angenommen und erneuert.

In Griechenland wurde zum erstenmale in der Weltgeschichte die Phantasie einigermaßen vom Verstande gemäßiget und beschränkt; freilich wurde der Einbildungskraft immer noch viel zu viel Autorität gelassen, aber doch ist die griechische Literatur die erste, in welcher ein entschiedener Versuch gemacht wurde, alle Meinungen auf ihre Uebereinstimmung mit der menschlichen Vernunft zu prüfen und so dem Menschen das Recht zu sichern, Gegenstände, die von höchster, unberechenbarer Wichtigkeit für ihn sind, selbst zu beurtheilen.

So unvollkommen und unvollständig diese Untersuchungen noch sein mögen, so liegt unzweifelhaft in ihnen Stoff genug zu weiterem Nachdenken, und durch sie wird künftigen Geschichtsschreibern ein neues dankbares Feld eröffnet, indem sie zeigen, daß überall die Hand der Natur auf uns liegt und daß die Geschichte des menschlichen Geistes nur verstanden werden kann, wenn man die Geschichte der Gesamtheit der Naturerscheinungen damit verbindet.

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Frau Sander war diesen Morgen wie geistesabwesend. Sie kam in mein Zimmer, wollte mir etwas sagen, befaß sich aber und ging wieder, sich hastig entschuldigend. So that sie es einigemal. Mir kam dieser Zustand höchst bedenklich vor. „Sie wollen mir etwas offenbaren,“ sagte ich. — „D,“ versetzte sie, sah dann zur Decke hinauf, seufzte und entfernte sich. Endlich hielt ich sie zurück, und indem ich ihren Arm ergriff, wiederholte ich eindringlicher meine Bitte, sie möge kein Geheimniß vor mir haben. — Sie setzte sich, blickte mich mit ihren großen, klugen Augen forschend an und rief nach einer Pause, tief Athem holend: „Waren Sie es?“ — „Was?“ versetzte ich auf diese seltsame Frage. Die Frau schweig. „Sie sind es wohl nicht gewesen,“ murmelte sie; „ich will es nicht glauben.“ — „Aber was war es? Sie muthen mir,“ rief ich aufgeregt aus, „gewiß etwas zu, das nicht in Einklang mit Ehre und Moral steht! Ihr Blick, Ihre Miene, Ihre Aufregung, Ihre Worte sagen es mir, und ich verlange, daß Sie ohne Rückhalt sprechen!“ — „Aus meinem Schrank,“ sprach sie leuchtend, „sind mir zweihundert Thaler gestohlen worden, meine Nothpfennige, mein Letztes, mein Alles!“ — „Und ich,“ fuhr ich da auf, „ich sollte sie entwendet haben? Der Verdacht hätte sich auch nur einen Augenblick auf mich gewendet? Pfui, schämen Sie sich!“ Ich ging im Zimmer lange auf und ab, und endlich, nachdem ich mich erholt hatte, sagte ich: „Fragen Sie Ihren Mann, — ich habe das Geld nicht genommen!“ — Unter heftigem Weinen betheuerte die Frau, daß sie mich nicht beschuldige, aber es wäre doch so gar sonderbar, meinte sie, daß aus einem sicheren Versteck das Geld genommen sei. — Dann ging sie wieder an ihre Arbeit. —

Den Mörder der alten Frau haben sie heute zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Seine Kinder scheidt man nun in ein Armenhaus, da die Mutter kaum im Stande ist, sich selbst zu ernähren. Ich sah vor kurzem so einen Trupp armer Wesen vor der Stadt spazieren gehen. Alle hatten Kleider von gleichem Schnitt und Tuch an, einfach und schlicht. Ich dachte, es seien Verbrecher en miniature, bis ich eines Besseren belehrt wurde. Die Kinder der Bürger gingen ihnen aus dem Wege, und der Mensch, der sie wie eine Herde Schaflein befahlte, hatte nichts an sich, das in ihm einen Philanthropen voraussetzen ließ.

Ich bedauerte im stillen diese Kinder, die, abgeschlossen von der Welt, bei einigem Nachdenken zu dem Schluß kommen müssen, daß sie nicht theilnehmen dürfen an den Freuden der Welt, die ihnen so gut wie verriegelt ist. Sie entbehren des Familienlebens, der väterlichen und mütterlichen Fürsorge, und die, welche diese Stelle zu vertreten berufen sind, können ihnen nichts weiter als Zuchtmeister sein. In diesen Armen- und Waisenhäusern erstickt jede feinere Regung des Gemüthes, und auch der Verstand ist nur auf bestimmte Bahnen gezwungen. So verdorren diese armen Wesen an dem Schönsten, was der Mensch besitzt, und frühzeitig gewöhnen sie sich die Härte und Schärfe der Vorgesetzten an. Später ins Leben hineinkommandirt, beurtheilen sie alles nach starren Regeln und in dem starren Gesez einer Religion, auf die sie selbst bei jedem Athemzuge hingewiesen werden. Ich dachte an meine armen, kleinen Geschwister und an die Möglichkeit, sie auch in diesen grauen, häßlichen Trachten, angethan mit groben, plumpen Schuhen, die Haare kahl geschoren, zu erblicken, und ich lief, heiß geworden bei diesen Gedanken, eiligst davon. —

„Sie hätten zuhause sein sollen,“ rief mir eine lebendige, resolute Frau, die in unserer nächsten Nachbarschaft wohnt, entgegen, als ich im Begriff stand, meine Wohnung zu betreten. „Das war ein Höllepektakel. Man dachte, die Teufel wären losgelassen und lägen sich in den Haaren! Die Sanders haben sich wieder einmal gehabt. Und warum? Gewiß wieder um ein paar Bibelstellen! Die Leute liefen zusammen, man drängte sich in die Wohnung und fand die Frau ohnmächtig, in Krämpfen. Ihr Mann stand vor ihr und rief ein- über das andermal: „Das Weib ist vom Teufel besessen!“ — Ich öffnete die Thür zu Sanders Wohnung. Auf dem Sopha lag die Kranke, zu ihrem Haupte saß der kleine Sohn und weinte und jammerte, und als er mich erblickte, kam er auf mich zu und schrie: „Die Mama stirbt, die Mama stirbt!“ — Was konnte ich in solcher Situation sagen? — Herr Sander stand finster blickend an einem Fenster und erwiderte nur kurz meinen Gruß. „Man muß den Arzt holen,“ sagte ich endlich. — „Zur Hölle! kein irischer Arzt,“ versetzte Sander. „Rufen Sie den Menschen, der ihre Seele gestohlen, rufen Sie diesen Arzt. Sie ist verloren! Ein Welt-

Kind, hängt ihr Sinn an dem irdischen Gut und ihr Gott ist der Mammon! — Das sind die Menschen, die mit ihrer Frömmigkeit und ihrer Demuth prahlen und alles fahren lassen, Frömmigkeit und Demuth, wegen des Mammons!“ — Ich hörte, ich verstand. Ich ging. Hier war wenig zu helfen. Draußen bat ich eine Nachbarin, sich der Kranken anzunehmen. Dann ging ich wieder; die Stätte war mir unheimlich. Von unten aus sah ich noch Sander am Fenster stehen, finster und bleich, und mir war es, als sagte er noch: Sie ist verloren! —

War es Zufall oder war es Absicht — Elisabeth traf ich im Park. Wir grüßten uns. Sie hielt ein Buch in der Hand und beabsichtigte eine Stunde ungestört zu lesen. Meine ungemüthliche Stimmung bemerkte sie sofort und gestand mir offen, daß solch' finstre Miene mir keineswegs gut stände; ich sollte lachen und ihr einige unklare Stellen in dem Buche auslegen. — „Das Leben, mein Fräulein,“ sagte ich, „ist oft vertheilt ernst, und dem denkenden Menschen stoßen bei jedem Blick, den er in sich und in seine Umgebung thut, eine solche Menge von Unvollkommenheiten auf, daß sich seiner der tiefste Ernst fast willenlos bemächtigt. Die Lust, die Freude, der Scherz ist nur ein Gewand, in das sich der Ernst versteckt, die künstliche Hülle, die man um sich wirft, um nicht völlig auf menschenfeindliche Gedanken zu kommen. Und nun, mein Fräulein, da Sie meine Gesinnung kennen, will ich versuchen, zu lachen und Ihnen mit Freuden als Kommentator dienen.“ — Sie sah mich mit einem unbeschreiblichen, dankbaren Blick an, bestreifte sich eines verständigen Ernstes und zeigte mir die angestrichenen Stellen! — So plauderten wir lange, und als ich mich auf den Heimweg machte,

dachte ich bei mir, wie schön es wäre, immer in der Nähe eines so gefühlvollen, verständigen Wesens zu leben, das mit Enthusiasmus auf alles einging, was man ihr vorlegte, und ich wünschte mir, frei zu sein und mit ihr nach dem Süden zu ziehen.

Es war schon spät, als ich meine Schwelle überschritt. Auf dem Tische lagen verschiedene angekommene Briefe. Von den alten Bekannten aus Berlin waren auch wieder nach langer Zeit Nachrichten eingegangen. Von meinem Freunde fand ich eine schwerwiegende Zusendung vor. Mein Vater hatte mich ebenfalls mit Mittheilungen bedacht, und so war eine solche Menge Material vorhanden, daß ich mich mit einem Schlage in eine andere Gedankenphäre versetzt fühlte. Leider nur zu kurz. Frau Sander kam leise ins Zimmer. Sie war wesentlich verändert, eine düstre Schwermuth lag auf ihren Zügen und ihre Stimme klang weicher als sonst. „Es thut mir in der Seele leid,“ fing sie an, „ich dachte schlecht, — ich möchte Sie um Entschuldigung bitten, — mein Mann hat das Geld genommen. Er hat es zu den Apostoliken heimlich, nach und nach, fortgetragen!“ Die Frau weinte dabei, nicht mit der Aufregung, die ich an ihr von früher gewohnt war, sondern mit Resignation und jenem Gefühle, das denen eigen ist, die die völlige Ohnmacht ihrer Person eingesehen haben. — „Ihr Mann setzt,“ entgegnete ich, „seine religiösen Pflichten den heiligen Pflichten für die Familie voran! Gegen solche Ueberzeugung hilft keine Gewalt, da hilft Geduld und der Nachweis, daß diejenigen unwürdig sind, denen er die sauer erarbeiteten Sparpfennige zugewendet hat. Können Sie das, so ist Rettung möglich, können Sie das nicht, dann ist das Beste — Geduld!“ (Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Das hätte Herr Schweder allerdings sich nicht im Traume einfallen lassen, daß er von einem Mädchen, wie Wanda, einem zwar ganz braven, aber verhältnismäßig doch außerordentlich untergeordneten Menschen zuliebe auch nur bei einer allerdings sehr nebensächlichen Frage, wie die vorliegende, hätte zurückgesetzt werden können. Indessen war die Sache und voran die Person eben gar zu unbedeutend, um Herrn Schweder zu veranlassen, länger als ein paar Sekunden sich unmutig zu fühlen. Er nickte daher freundlich und sagte leichtthin:

„Eine alte Freundschaft zwischen zwei jungen Leuten, nun, die begründet freilich ein Vorrecht. Außerdem sind Sie ja der Held des kaum bestandenen Abenteurers, lieber Lauter, und der eigentliche Beschützer Fräulein Alsters. Ich wäre ein paar Minuten zu spät gekommen, um eine Ungezogenheit seitens des Herrn Doktor Wichtel zu verhindern.“

So einfach und harmlos wie Schweder die Situation aufsaß oder aufzufassen schien, nahm sie auch Wanda. Sie legte mit einer leichten Neigung ihres reizenden Köpfcens gegen Schweder ihren Arm ungenirt in Fritz Lauters Arm und, nachdem sie sich noch einmal von Fritz sowohl wie von Schweder hatte versichern lassen, daß Fritz' Verwundung auf alle Fälle gar nicht der Rede werth sei, erzählte sie lebendig und warm von ihrer Kindheit im kleinen Häuschen in der Obervorstadt, wie Fritz damals schon immer ihr Beschützer gewesen und gewissermaßen zu dieser Rolle vom Schicksal auserkoren sei, denn er hätte sie später sogar einmal aus ernstester Lebensgefahr gerettet und sei heute wieder, wie gerufen, völlig im rechten Moment zu ihrem Schutze erschienen.

Es war ein Glück, daß an Fritz Lauter nicht die Nothwendigkeit herantreten war, zu reden. Ihm wäre es nicht gelungen, zu verbergen, daß ihn, was in der letzten Viertelstunde geschehen, nicht nur so oberhin berührt habe. Er war, als Wanda erklärte, daß sie für den kurzen Weg, der vor ihnen lag, seinen Arm erkoren, sogar roth geworden, und wieder flog eine brennende Röthe über sein Gesicht, als sie dann wirklich, zart wie ein Hauch, ihre kleinen behandschuhten Finger auf seinem Arme ruhen ließ. Aber da er sich in vorläufigem Stillschweigen zu sammeln vermochte, meinte er, niemand habe seine Verlegenheit bemerkt; darin aber hatte er sich doch getäuscht. Schweder hatte ihn und Wanda in seiner geschickten, nicht im mindesten auffäl-

ligen Weise beobachtet und fühlte sich sehr zufriedengestellt durch das, was er bemerkt hatte.

Es war kein Zweifel, Fritz Lauter war in Wanda verliebt, aber die kleine Wanda wußte von Verliebtheit sicher noch nichts, ihre Harmlosigkeit sprach dafür deutlich genug. Und wenn sie es übrigens auch gewesen wäre, dann hätte Schweder höchstens, für den Fall, daß er sich Wanda zu erobern wirklich Lust bekommen sollte, nur den Teufel mit Beelzebub, d. h. eine tändelnde, kindische Neigung durch Entfesselung einer tiefen, verzehrenden, überwältigenden Leidenschaft auszutreiben gehabt. Kinderspiel das!

Nachdem Fritz mit vieler Mühe seine äußere Ruhe wiedergewonnen hatte, begann er an dem Gespräche lebhaften Antheil zu nehmen, wie um seine anfängliche Schweigsamkeit wieder gut und vergessen zu machen.

Er erzählte, wie er zu seiner heutigen Reise ins Gebirge gekommen sei, sprach von seiner Mutter und der Kantorfamilie, ergänzte Wanda's Erinnerungen und zeigte sich überhaupt so lebendig und gesprächig, wie ihn weder Wanda noch Schweder je gesehen zu haben sich erinnerten.

Gelegentlich kam auch Schweder an die Reihe zu erzählen. Er theilte mit, daß sie da, wo die Chaussee an dem letzten Berg vor Oberbartenstein sich in Schlangengewindungen hinaufzieht, den Schlitten eingeholt hätten, der Wanda mit Wichtel und die Frau Doktor gefahren. Zu ihrem Erstaunen und auch einigermaßen zum Befremden des Herrn Alster, hätten sie wahrgenommen, daß die Frau Doktor nur noch allein im Schlitten sei und sich da eines gesegneten Schlafes erfreue. Der Kutscher, welcher die vorher übermäßig angestregten Pferde nun so recht gemüthlich dahin trotten ließ, hätte erzählt, er habe dem Herrn Alster und dem Fräulein einen Bergpfad gezeigt, auf dem sie in zehn Minuten zu Fuß in Oberbartenstein sein könnten, während man auf der Chaussee, steil und bergauf, wie es jetzt beständig ginge, wenigstens noch einmal solange zu fahren habe. Daraus sei auf eifriges Zureden des Herrn Doktor und auch der alten Dame das Fräulein ausgestiegen u. s. w. Er, Schweder, der seinen Freund Wichtel genau kenne und insbesondere wisse, wozu er fähig sei, wenn er seiner geschmacklosen Leidenschaft, sich zu übertrinken, gefröhnt, habe sich von Herrn Alster die Erlaubniß ausgesbeten, ihnen zu folgen, und habe diese Erlaubniß auch sofort mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit erhalten.

So plaudernd waren die drei in Oberbartenstein angelangt. Kurz nachher trafen auch die übrigen Mitglieder der alster'schen Gesellschaft ein, bis auf den Doktor Wichtel, von dem nichts mehr zu sehen und zu hören war, bis an demnächst Tags von ihm ein Brief zu Händen des Herrn Alster kam, der mit beleidigend kühnen, ja höhniischen Worten anzeigte, daß er nach dem Ausbrüche kindischen Trostes bei seinem Fräulein Tochter, welcher ihn, Wichtel, in eine gradezu blamable Situation — selbst einem ordinären Handwerker gegenüber — gebracht hätte, auf die Fortsetzung seiner Bewerbung Verzicht leiste und nur die zuverlässigste Hoffnung aussprechen könne, Herr Alster werde durch eine eklatanteste Genugthuung, wie er sie sich auch von dem Chefredakteur des „Tageskorrespondenten“ zu verschaffen gedenke, die Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zwischen den Häusern Wichtel und Alster ermöglichen.

Die Herren Alster und Schweder hatten am Weihnachtsabend noch eine längere Konferenz gehabt, an deren Schluß sie mit warmem Händedrucke von einanderchieden; Herr Alster, um mit Herrn Klose bei dem Kantor für eine Nacht Quartier zu nehmen, während die Frau Doktor Winter mit Wanda bei dem Pastor von Oberbartenstein einlogirt wurde; Herr Schweder, um eine Rundreise im Gebirge zu beginnen, auf welcher er alle Ortsvorstände, Gutsherrn, Forstbeamte, Geistliche und Lehrer besuchen wollte, zu dem offiziellen Zweck, authentische Mittheilungen über den Nothstand zu empfangen, und zu dem nichtoffiziellen, in der Gegend eine kräftige Agitation zu Gunsten des Eisenbahnbaues zu erwecken.

Beide Absichten erreichte er völlig. Der „Tageskorrespondent“ konnte eine ganze Serie höchst pikant geschriebener Artikel über die Noth im Gebirge und die gewaltige Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes bei der wohlhabenden Bevölkerung des Landes bringen; und bald konnte er auch berichten, und die Wahrheit seiner Berichte mit einer garnicht enden wollenden Kette von Eingekandts beweisen, daß die Bevölkerung des Oberlandes, und zwar Reich und Arm, Hoch und Niedrig auf das lebhafteste eingenommen sei für den völligen Ausbau der Eisenbahn nach allen in Aussicht genommenen Richtungen.

An Erfolgen noch reicher, als Herr Schweder, aber ohne daß sie ein anderes Gefühl davontrug, als das der Beschämung,

hervorgerufen durch die Ueberzeugung, wie wenig sie doch, wohlwollend, solche Erfolge verdient habe — kehrte Wanda kurz vor Neujahr mit ihren beiden Begleitern, der Frau Doktor und dem Herrn Klose, aus dem Gebirge zurück. Trozdem der ungeheure Tumult des halben Duzends von Weihnachtsbescherungen, welche sie meistens mit Hilfe der Geistlichen und Schullehrer der betreffenden Ortschaften veranstaltet hatte, sie fürchtbar aufregte, hielt sie tapfer bis zu Ende aus. Aber den stürmisch begeisterten Dankfagungen für ihre „Güte und Barmherzigkeit“, für ihre „engelhafte christliche Nächstenliebe“, und wie die übertreibenden Versicherungen hell auflosender Verehrung der hunderte von beschenkten Kindern und ihrer Eltern nur immer lauteten, diesen hätte sie beinahe nicht standgehalten. Sie mußte sich mit aller Gewalt zur Ruhe und gefasster Haltung zwingen, und wenn nicht während der beiden Weihnachtsfeiertage auf ihre dringende Einladung Fritz sie begleitet und sie ein wenig zerstreut hätte, ihrem erschütterten Gemüthe Stütze und Stab gewesen wäre, und wenn dann, als er nothgedrungen nach P. zurückkehrte, um seine Redaktionsarbeiten wieder aufzunehmen, nicht seine Mutter sich ihrer auf ihre ausdrückliche Bitte angeschlossen und sie besser aufzurichten verstanden hätte, als es die gute, phlegmatische Frau Doktor Winter vermochte, so hätte sie sich doch trotz ihres energischen Willens und all' ihrer Jugendkraft der selbstgelegten Aufgabe wahrscheinlich nicht gewachsen gezeigt.

Mit wochenlangem Kopfschmerz und wochenlangem Nervenaufrerung büßte Wanda die Kühnheit ihrer, so leichten Herzens übernommenen, Samariterrolle, und doch empfand sie, einmal befreit von dem unmittelbaren Drucke jener drangvollen Tage, eine wenn auch schmerzliche Genugthuung darüber, daß ihr jetzt ein Blick zu thun vergönnt gewesen in die Tiefen des Menschendaseins, daß sie hatte heraustreten können aus den sonst so fest abgeschlossenen Kreisen städtischer Wohlbehäbigkeit, mit eigenem Auge zu schauen, mit eigenem Ohr zu hören, was an Noth und Leid abertausende von Menschenexistenzen bedrückt. Sie fühlte, daß die letzten Wochen des eben vergangenen Jahres aus dem harmlosen, übermüthig heiteren Kinde, das sie immer noch gewesen, eine ernste, weit über ihr Alter gereifte Jungfrau gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. A. Trausil.

(Fortsetzung.)

Das Gleiche gilt für jene großartige Erscheinung, für jenes zweite physikalische Räthsel der arktischen Zone, für das Nordlicht. Wer dieses Phänomen in seiner vollen Pracht gesehen hat, wie in der lautlosen Umgebung das ganze Firmament in intensiven Farbenflammen aufzugehen scheint, wenn die Nordlichtstrahlen in toller Hast sich gegen den Zenith überstürzen; wer die Aufregung gesehen und an sich selbst erlebt hat, welche durch diese Erscheinung, in der die alten Urelemente und die Geister des Abgrundes zu kämpfen scheinen, hervorgebracht wird — dem muß es zur Lebensaufgabe werden, den dichten Schleier lichten zu heben, der über die arktischen Regionen ausgebreitet ist.

Von welchem Einfluß ferner die Eismassen an den Polen auf die Vertheilung und Feuchtigkeit an der Erdoberfläche sein müssen, liegt auf der Hand. Das Eis der Polargebiete ist der Regulator unserer klimatischen Verhältnisse; und der Ursprung vieler heftigen Orkane, welche über Europa und Nordamerika hereinströmen, ist sicherlich im hohen Norden zu suchen. So sieht sich also auch die rasch aufblühende Meteorologie genöthigt, die Fundamente ihres Baues in den Polarländern zu gründen.

Daß die Geographie mit größter Spannung dem Entschcid über die Vertheilung von Wasser und Land, über die Gletscherbildung im Innern der nördlichen und der südlichen Kontinente, über Luft- und Meeresströmungen, entgegensteht, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden; aber auch Astronomie und Physik sind durch die Fragen über die Abplattung der Erde, die atmosphärische Refraktion, die gesammten Eisverhältnisse und Aehnliches in Mitleidenhaftigkeit gezogen. Zoologie und Botanik dürfen, abgesehen von der Aufzucht noch unbekannter Formen, namentlich vom Studium des Wanderlebens der Thiere, der geographischen Verbreitung der Pflanzen und vor allem der Fauna des Meeresbodens in den höchsten Breiten werthvolle Resultate erwarten: das Schlepnetz hat dort jetzt schon fast bei jedem Zuge wissenschaftliche Schätze zu Tage gefördert. Geologie und Paläontologie endlich können ihre Erwartungen kaum hoch genug spannen, seitdem uns von Spitzbergen und Grönland die schönsten Reste einer reichen, fast tropischschüppigen Flora und Fauna zugekommen sind.

Wie viele dieser hochwichtigen Probleme sind nun durch die bisherigen Anstrengungen bereits gelöst worden? Keines! Ja, man kann nicht einmal behaupten, daß, außer der Entdeckung einiger neuen Inseln, Buchten und Meeresströmungen, irgend eine der oben berührten Fragen auch nur ernstlich in Angriff genommen wäre. Nach all den Opfern an Geld und Menschenleben, welche die Polarforschung gekostet hat, sind wir über das Wichtigste gerade noch völlig im Dunkeln, sind uns höchstens die Augen darüber ausgegangen, daß dort unendlich viel zu thun sei, daß wir es aber wohl etwas anders anfangen müßten, wenn wir „bleibende Errungenschaften“ erzielen wollten.

Aber irgend ein triftiger Grund muß doch vorhanden sein, der diesen Wetteifer aller zivilisirten Nationen und jene Begeisterung erklärt, mit welcher die Mittel zu manchen dieser Expeditionen zusammengebracht wurden, mit welcher tapfere und verdiente Männer ungewissen drohenden Gefahren entgegengehen, und mit welcher die glücklich Heimgekehrten dann von allen Seiten empfangen und gefeiert wurden. Und die Zahl dieser Polarfahrten hat in den letzten Jahren beständig zugenommen. Abgesehen von den kleineren Expeditionen von Wilczel, Heuglin, Nordenskjöld, Gray, Payer und Weyprecht sind hier besonders zu nennen: die zweite deutsche Nordpolfahrt der „Germania“ und „Hansa“ unter Kapitän Kolbe; dann die amerikanische Expedition der „Polaris“ unter Kapitän Hall; die österreichisch-ungarische Expedition des „Tegetthoff“ unter Payer und Weyprecht und endlich die letzte, die im Juni 1875 abgegangene englische Expedition unter „Commodore Nares“ mit zwei Dampfern, „Alert“ und „Discovery“, mit einem Aufwand von mehr als 150 000 Pfund Sterling ausgerüstet und mit der speziellen Weisung versehen, durch den Smithsund, in welchem die „Polaris“ bereits den 82. Grad erreicht hatte, so weit als möglich vorzubringen, und dann per Schlitten dem heißersehnten Ziele, dem Nordpol, zuzustreben. Wo also, fragen wir nochmals, liegt der zureichende Grund für alle diese kostbaren und gefahrvollen Unternehmungen?

Gerade herausgesagt, es ist nichts anderes, als die nationale Eifersucht und der allgemein menschliche Abenteuertrieb, welche es verstanden haben, unter dem Dedmantel des wissenschaftlichen Forscherdranges die Sympathien und die Geldmittel der gebildeten Völker nach jenen Gebieten zu lenken, wo noch am ehesten „etwas zu machen“ war, nach den Polarregionen, wie nach dem großen weißen Fleck im Innern Afrikas! Wir brauchen wohl nicht mehr ausdrücklich zu betonen, daß

diese Bemerkungen keineswegs darauf abzielen, die eminente Tragweite eines gründlichen Studiums aller jener Länder und Himmelsstriche irgendwie herabzusetzen, und daß wir noch viel weniger daran denken, dem Muth und der oft geradezu heldenhaften Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit der Männer zu nahe zu treten, welche diese Fahrten unternommen haben. Aber es ist wahrlich an der Zeit, den nutzlosen Opfern in Eis und Frost der Polarmeere, so gut wie in der Sonne und Fieberluft der Tropen, endlich Einhalt zu thun, vor aller Augen klar zu legen, daß der eingeschlagene Weg dort wie hier ein falscher war, daß am Nordpol so gut wie unter dem Aequator, in den Eisgebirgen Grönlands wie im Laboratorium des Naturforschers, nur durch methodisches Vorgehen, durch andauernde umfassende und auf bestimmte Ziele gerichtete Beobachtung brauchbare Resultate zu erlangen sind, von denen sich dann mit Sicherheit allgemeinere Schlussfolgerungen ziehen lassen.

Es mußte daher jeden, der an den wissenschaftlichen Bestrebungen aller Völker warmen Antheil nimmt, mit großer Befriedigung erfüllen, daß endlich aus den Reisen der Nordpolfahrer selbst der besten einer mit dem offenen und auf innerster Ueberzeugung ruhenden Bekenntniß hervortrat: man habe bisher viel zu sehr einem weifenlosen Phantom nachgejagt und darüber die wirklich bedeutenden Zielpunkte aus den Augen verloren; man habe von den Zeiten eines Columbus und Vasco de Gama her die alte Sucht nach ersonnenen Entdeckungen mit sich herumgeschleppt, die, auf allen anderen Gebieten längst überwunden, auf dem Felde der Geographie heute noch in üppigster Blüthe stehe, die aber wahrlich gerade genug Unheil gestiftet habe, um nun schonungslos ausgerodet zu werden. Karl Weyprecht war es, der in der ersten allgemeinen Sitzung der 48. deutschen Naturforscherversammlung in Graz im September 1875 mit diesem aufrichtigen Geständniß des eigenen Irrthums auftrat, und in schlichter Rede auseinanderlegte, welches allein die vernünftigen Mittel und Wege sein können, vermöge deren die erwünschte Kenntniß der Polarländer zu gewinnen sei, worin der Fehler der bisherigen Versuche liege, und wie man es besser machen könne und solle.

Auch Weyprecht läßt natürlich der Wichtigkeit der Polarforschungen volles Recht angedeihen; er durchmustert jedes einschlagende Gebiet und vergleicht das zu Erreichende mit dem wirklich Erreichten. Die Summe, die schließlich herauskommt, ist allerdings klein genug: sie besteht „der Hauptsache nach in der Auffindung des magnetischen Poles (von James Clarke Ross unter 70° 5' n. Br. und 96° 46' w. L. im Jahre 1831 entdeckt), in der Erweiterung der naturgeschichtlichen Kenntniß dieser Gegenden und in der topographischen und physikalischen Beschreibung eines im Detail höchst wichtigen Inselkonglomerats. Und bei genauerer Analyse schmilzt der wissenschaftliche Werth dieser Resultate noch mehr zusammen.“ Weyprecht beweist dies selbst für das ihn zunächst interessirende Feld der magnetischen und meteorologischen Forschungen durch einfache Aufzählung dessen, was wir haben und was uns noch fehlt, woraus denn unter anderen hervorgeht, daß die vielen und kostspieligen Expeditionen noch nicht eine einzige Serie vollständiger Beobachtungen über die Störungen aller drei magnetischen Elemente geliefert haben, während wir das, was in dieser Hinsicht Brauchbares vorhanden ist, fast ausschließlich den in der Nähe des Polarmeeres errichteten fixen Stationen verdanken. Auch diese aber beschränken sich auf ein viel zu geringes Gebiet, so daß es durchaus unstatthaft wäre, aus ihren Ergebnissen auf die Zustände der ganzen arktischen Zone schließen zu wollen. Und dasselbe gilt, nur zumeist in noch höherem Grade, für jede andere Seite der Naturforschung. „Man kann leider fast sagen, daß wir von dem Treiben der Natur im hohen Norden und Süden nicht viel mehr wissen, als um einsehen zu können, wie wichtig die gründliche Erforschung der dortigen Verhältnisse für alle Zweige der Naturwissenschaft sein muß.“

Sehr beherzigenswerth ist nun, was der erfahrene Nordpolfahrer über die Gründe sagt, welche, trotz der so klar liegenden Wichtigkeit der Frage und trotz der Bereitwilligkeit, mit der immer wieder Geld zu neuen Expeditionen gespendet wurde, doch nur so beschämend klägliche Resultate haben erzielen lassen: „Im Anfang war es der materielle Gewinn, in Form von Pelzen und Thranthieren, der die Fahrten in das arktische Meer veranlaßte; dann trat an seine Stelle der Ruhm der geographischen Entdeckung. Die Sucht nach demselben hat heute solche Dimensionen angenommen, daß die Polarexpeditionen zu einer Art internationaler Hetzjagd gegen den Nordpol geworden sind, die der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten hindernd im Wege stehen. An die Stelle gründlicher wissenschaftlicher Arbeit ist die bloße Ueberwindung materieller Schwierigkeiten getreten. Ueberall wird die arktische Frage diskutiert, überall spricht man von dem besten Wege zum Pol — aber nach den wissenschaftlichen Schätzen, die längs desselben liegen, fragen nur wenige.“ So hat namentlich auch die im großen Maßstab ausgeführte Verwendung des Schlittens bei den Polarfahrten allgemeine Bewunderung und Nachahmung gewedt; die ganze Infrastruktur und Ausrüstung der letzten englischen Expedition war ja ausdrücklich darauf berechnet, mit einer ganzen Schlittentaxaravane über das Eis vorzudringen, wenn die Schiffe nicht mehr weiter könnten: „wo aber der Schlitten in den Vordergrund tritt, da kann von wissenschaftlicher Beobachtung gar nicht die Rede sein.“

Als zweiten Grund für die ungenügenden Resultate der Expeditionen führt Weyprecht den Umstand an, daß alle vereinzelt, zusammen-

hanglos arbeiteten. Es fehlt das unumgänglich notwendige gleichzeitige Beobachtungsmaterial. Während man prinzipiell längst eingesehen, daß isolirte Daten fast auf keinem Wissensgebiete, am allerwenigsten auf denen, wo es in erster Linie einer ausgebreiteten, statistischen Grundlage bedarf, von irgend welchem Werthe sein können; während man auch dem entsprechend ganz Europa und Nordamerika mit einem dichten Netze von meteorologischen Stationen überzogen hat, welche alle irgend vorkommenden Veränderungen am Himmel und auf Erden aufs genaueste registriren, um daraus die Gesetze derselben zu erschließen und das Wetter, mit allem was drum und dran hängt, voraussagen zu können — begnügt man sich hinsichtlich der Erscheinungen in den Polarregionen damit, aus den Schiffsstagebüchern der Expeditionen in den verschiedensten Jahren und von den verschiedensten Punkten jener Zone mit rührender Sorgfalt alle möglichen Einzelheiten zu Tabellen zusammenzustellen, in dem naiven Glauben, dadurch wenigstens für spätere Untersuchungen ersprißliche Ansätze zu liefern. Und doch weiß man schon längst gut genug, daß es gerade bei den Vorkommnissen in hohen Breiten wesentlich darauf ankommt: diejenigen, welche nur lokalen Ursachen entspringen, möglichst scharf von denen zu sondern, welche mit den allgemeinen Veränderungen am Pol zusammenhängen. Wie aber sollte dies bei der bisher ausschließlich beliebten Zerplitterung und Zerfahrenheit der Beobachtungen auch nur im geringsten möglich sein? Selbst über die allerauffälligsten und zugleich praktisch wichtigsten Vorgänge, wie z. B. über die Bewegungen des Eises und einen vielleicht durch umfassende und regelmäßige Luft und Meereströmungen bedingten Zusammenhang der Verschiebungen desselben auf der einen mit denen auf der andern Seite des Pols, oder über die Wanderungen der Eskimos, der Land- und Wassertiere, wissen wir noch so wenig, daß fast jede neue Expedition, die auf die Erfahrungen der Vorgänger basirten Schlüsse umstieß, und sich, oft zum eigenen Schaden, vom geraden Gegenheil überzeugete.

Daß es so nicht weiter gehen darf, daß es geradezu unverantwortlich wäre, noch ferner ungeheure Geldsummen und vor allem Leben und Gesundheit tapferer und tüchtiger Männer aufs Spiel zu setzen, um schließlich doch nichts von bleibendem Werthe heimzubringen — darüber, sollte man denken, konnte nach solchem Bekenntniß bei keinem vernünftigen Menschen mehr ein Zweifel bestehen. Wenn Weyprecht zum Schluß ausruft: „Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich weit davon entfernt bin, den Verdiensten meiner arktischen Vorgänger zu nahe zu treten; denn niemand weiß es wie ich zu schätzen, welche Opfer sie gekostet haben. Indem ich dies ausspreche, klage ich mich selbst an und breche den Stab über die von uns erworbenen Resultate“ — so spricht sich in diesen Worten so unverfälscht die ehrliche Ueberzeugung eines Mannes aus, der sich durch eigene ernste That und ruhiges Denken das Anrecht auf ein kompetentes Urtheil in der Sache erkämpft hat, so daß niemand weder über die Motive seiner Handlungsweise, noch über die volle Richtigkeit des Gesagten im Unklaren bleiben konnte. (Schluß folgt.)

Auswanderer auf dem Wege nach den Silberminen von Leadville. (Bild S. 316—17.) Unsere Leser dürften auf der Karte der Vereinigten Staaten Nordamerikas die Stadt Leadville, zu welcher der entsehbare Knäppeldamm führt, den unser Bild veranschaulicht, vergeblich suchen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie noch auf keiner Karte verzeichnet ist. Trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, welche die Natur auf dem Wege durch das Felsengebirge den Eindringlingen bereitet, gehört doch die „Straße“ nach Leadville zur Zeit zu den belebtesten in den Gegenden des Westens. Die Mühseligkeiten der Reise verschwinden vor der Aussicht auf den Gewinn. Durch ausgedehnte Prairien, wo der neue Ankömmling nicht selten auf die gebleichten Gebeine von Mensch und Thier stößt, die vor ihm die Wanderung angetreten haben und deren Mühsalen erlegen sind, durch die Thäler, über reißende Flüsse und steile Berge geht der sich unablässig erneuernde Strom der Auswanderer. Für sie alle ist Leadville der magnetisch anziehende Pol und Gold oder vielmehr Silber die Lösung. Diesen Glückstritten schweift sammt und sonders die Vision eines im Sandumdrehen zu erwerbenden Reichthums vor, mit dessen Hülfe sie dann ihr Leben genießen wollen. Mit feberhafter Hast drängen sie dem erträumten Ziele zu, ohne sich Betrachtungen darüber hinzugeben, wie wenige im Grunde dasselbe zu erreichen vermögen. An einer der gefährlichsten Stellen des Weges nach Leadville sehen wir auf unfremder Wille den Zug der Schätzejäger. Auf der über das Felsengebirge führenden Straße, in einer Höhe von mehr als 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel, klimmen sie den steilen, aus tiefer Schlucht aufwärts führenden Pfad hinauf, an dessen Seiten sich gährende Abgründe öffnen. Zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen streben sie vorwärts, manche darunter mit Weib und Kind und dem gesammten Hausrath. Schlägt nun einmal ein Wagen am Rande des Abgrundes um, so werden sich nicht viele der die Straße Ziehenden zu Hülfe und Beistand bereit zeigen; das würde Aufenthalt verursachen, und jede Verzögerung kann ein Vermögen kosten! Man kann wohl annehmen, daß von diesen Schaaren von Schätzejägern etwa 15 Prozent so glücklich sind, auf das gewinnverheißende Erz zu stoßen; die übrigen 85 Prozent gehen so ziemlich leer aus. Leadville verspricht dem Besitzenden, aber nicht dem Besitzlosen eine Vermögensquelle. Wo liegt nun jenes verlockende Wetta

der Glücksjäger? Im nordamerikanischen Staate Colorado verzeichnen die Karten 135 Meilen südwestlich von Denver, nordwestlich von Pueblo, auf dem Bergzuge, der Middle und South-Park scheidet, das Städtchen Oro-City. Nur drei Meilen davon befindet sich Leadville, auf einer Höhe von 12 000 Fuß über der Meeresfläche, aber noch lange nicht auf dem Scheitelpunkt der Gebirgskette der Felsengebirge, noch um mehrere tausend Fuß von höheren Bergzinnen überragt. Es ist nicht zum erstenmal, daß Tausende hierher geilt, angelockt von überaus reichen Funden. Schon im Jahre 1865 wurden in der Nähe des jetzigen Leadville im California-Gulch werthvolle Goldlager entdeckt, und bald hatte sich hier eine Bevölkerung von etwa 10 000 Köpfen zusammengestellt. Ungefähr 4 bis 6 Millionen Dollars Goldwerth wurden damals den Kieseldepositen entnommen. Doch nach dem Versiegen dieser Quellen verschwand dort auch rasch fast jede Spur von Ansiedlung wieder. Schon damals soll übrigens dort „Carbonat“, jener dunkle, silberhaltige, schwere Sand gefunden worden sein, der erst vor zwei Jahren den Anfang der neuen Leadville-Sensation machte. Im Frühjahr 1878 stürzten sich Massen von Abenteurern hierher und brachten binnen wenigen Monaten die großartigste Entwicklung einer Bergwerksregion hervor, welche die Welt überhaupt bis jetzt gekannt. Kaliforniens Goldlager, Montanas westberühmte „Alder-Gulch“, die ihre 40 Millionen Dollars gleich Wasserfluthen darbot, und Nevada's Silberstadt Virginia-City mit ihrem immensen Jahresprodukten haben für einen gleichgroßen Zeitraum keine ähnlichen Resultate aufzuweisen. Binnen kurzem war ein vollkommenes Gemeinwesen organisiert: Zeitungen im Gange, Banken geöffnet, Kirchen, Schulen, Hotels gebaut, Wasser- und Minenwerke und Pferdebahnen angelegt, kurz, aus einem leichten Paradenlager war, wie über Nacht, eine blühende Stadt von 12 000 bis 15 000 Einwohnern entstanden, taufende von Minen sind reklamirt und beinahe hundert davon zahlen hohe Dividenden. Die Silberminenernte des Jahres 1878 erreichte die Summe von 2 818 000 Dollars, während die des Jahres 1879 auf 12 bis 15 Millionen geschätzt wird, bei einem täglichen Ergebnis von 1000 Tonnen, 75 Dollars Silbergehalt per Tonne. Der Bürgermeister von Leadville, der als Krämer seinerzeit für 17½ Dollars Provisionen, die er an zwei Prospektors abgab, den dritten Antheil einer Mine im „California-Gulch“ erworben, entnimmt daraus jetzt täglich 2000 bis 3000 Doll. Silber. Der „Carbonat-Gürtel“ soll ein Areal von circa 300 Quadratmeilen umfassen und neue Entdeckungen werden bis 20 Meilen im Umkreise der Stadt täglich gemacht. Minenanteile sind zu 500 bis 500 000 Dollars zu haben. Geld ist dort in Hülle und Fülle vorhanden und alle Geschäfte befinden sich im Blüthezustande. Chestnut-Street, die Hauptstraße der Stadt, gibt an Lebendigkeit und Frequenz dem Broadway, der Hauptader New-Yorks, wenig nach. Ueber 15 Millionen Fuß Bauholz wurden aus den benachbarten Wäldern im Jahre 1878 entnommen und zwanzig Sägemühlen sind gegenwärtig in Betrieb. Für Telegramme werden monatlich 3000 Doll. eingenommen, Grundeigenthum und Mietzpreise sind natürlich enorm, einzelne Bauplätze bis zu 10 000 Dollars notirt. Die zwei anderen vielversprechenden Minenlager Süd-Colorados sind Rosita und Silber-Cliffe. Das erstere zählt jetzt 1500, das letztere etwa 5000 Einwohner. Beide Städte liegen auf einem 9000 Fuß hohen Plateau, sind zugänglicher als Leadville und das Leben ist dort müheloser. Dazu ist die Luft so schön und stärkend zwischen den sichtengekrönten Hügeln, zu den Füßen der schneebedeckten mächtigen Sangre de Christo (Christi Blut) Berge, und auf allen Seiten umringt von den Riesen des Felsengebirges. Dieser enorme Reichtum an Silber und Gold kann nicht verfehlen, über kurz oder lang Colorado zu einem der bedeutendsten Staaten der Union zu machen. Der Anfang ist gemacht. Das nichtern-praktische Prinzip der Amerikaner entwickelt die Civilisation auf weitem Raume, ohne Hemmnis. Noch nie seit Menschengedenken hat ein Volk sich in so unglaublich kurzer Zeit über solche Länderstrecken, nicht erobernd, sondern anbauend, verbreitet, die Wildnis mit so siegreicher Kraft gelichtet, so zahlreiche und gewaltige Bauwerke ausgeführt! Und alles dies bewirken die Amerikaner mit den modernen Zaubermitteln, die den alten Republikanern unbekannt waren: die Eisenbahnen, die Dampfboote, die Kanäle, die Banken, die Zeitungen, die Elementarschulen und vor allen Dingen die Selbstverwaltung der Gemeinden. — Um nur eines dieser Zaubermittel zu erwähnen, führen wir die Thatsache an, daß bereits drei Bahnhöfen in der Richtung nach Leadville geführt werden, welche die Minenstadt wohl noch im Laufe des Sommers erreichen dürften. Es sind das die Colorado-Centralbahn von Georgetown, die Denver- und South-Parkbahn von Webster und die Atchison- und Santa-Fé-Eisenbahn von Canon aus. Mit der unaufhörlichen Vergrößerung seines Bahnnetzes, der steten Zunahme an Kapital und Arbeitskraft, einem unaufhaltam zuströmenden Einwandererzug hat der Staat Colorado in den drei Jahren seines Bestehens einen erstaunlichen Aufschwung genommen. Seine Bevölkerung wird jetzt auf 175 000 bis 200 000 Seelen und der monatliche Zustuß auf 15 000 geschätzt. Pilzartig schießen die Minenplätze empor, um schon in wenigen Monaten eine Bevölkerung von 5000 bis 10000 Seelen zu zählen. Colorado ist übrigens nicht bloß Edelmetallstaat. Nicht weniger als 85 000 Stüd Rindvieh, im Werth von einer Million Dollars, wurden im Jahre 1878 aus seinen Hürden ausgeführt. Die Wollschur ergab 5 000 000 Pfund zu 875 000 Doll. und die Vermehrung an Lämmern betrug 500 000 Stüd gleich 750 000 Dollars. Dazu kommen an gemeinnützigen Institutionen 250 öffentliche Schulgebäude, die einen Gesamtwert von mindestens einer Million Dollars repräsentiren; 56 Zeitungen, 40 Banken mit drei

Millionen Dollars Grundkapital und einem jährlichen Umsatz von 75 Millionen Dollars. Dieses wunderbare Ausblühen des jungen Staates mit den blühenden Farmstrecken und dem wasserreichen Hochplateau, dessen ungeheures Terrain noch nicht zur Hälfte erforscht ist, ist ohne jegliche Regierungssubvention vor sich gegangen. J.

Eine Einrichtung zum Schutze wider den Mißbrauch des Pantoffelregiments. „Er soll dein Herr sein“, herrscht die Bibel bekanntlich dem Weibe zu. Nicht minder bekannt ist, daß das schöne und angeblich wie anscheinend schwache Geschlecht von dieser Weisung nichts wissen will, wenn es gleich in sehr vielen seiner immerdar verehrungswürdigen Exemplare auf die Bibel die größten Stücke hält. Er soll dein Herr sein, verbesserte vor ein paar Jahrhunderten die energische Gattin eines Buchdruckers jene Bibelstelle, wofür sie schwere Strafe erleiden mußte. Andere Damen vor und nach ihr lassen der Bibel ihre Worte, wie sie einmal sind, um sich ihren Willen zu wahren. Und der geht dann meistens auf das an die eigene Adresse gerichtete Gebot hinaus: Du sollst sein — nun, wie sagt man am besten — sein Genus sein. Das heißt, du sollst ihn führen und leiten, am besten so, daß er es gar nicht merkt, daß er wohl gar allen Ernstes sich einbildet, daß sein Wille und Wunsch im Hause Gesetz sei. Eine uralte Geschichte! werden unsere geneigten Leser ausrufen — sie haben recht, aber gerade darum paßt diese Einleitung vortreflich zu der uralten Geschichte, die der Schreiber dieser Zeilen wieder aufwärmen wollte. Wenn die Damen von heute den Pantoffel schwingen, so geschieht es meist nur im Geiste, daß es aber in nicht allzu großer Vorzeit in der That und in der Wahrheit geschehen sein muß, — das soll hier bewiesen werden. In seinem „Göttinischen Taschenkalender“ von 1795 macht Lichtenberg auf die „Heißige Landesgeschichte“ des Prof. Wendts aufmerksam, worin zu lesen steht, wie sich unsere Vorfahren männlichen Geschlechts an verschiedenen Orten gegen Gewaltthat seitens des weiblichen Geschlechts zu schützen bestrebt gewesen sind. Ja, gegen Gewaltthat. „Der alte männliche Deutsche“, sagt der Herr Professor und Konsistorialrath Wendts, S. 519, „kannte keine größere Ehre als die Tapferkeit“ — aber Prügel bekam er deshalb von seiner Ehehälfte doch so oft, daß die Herren Männer sich genöthigt sahen, besondere gesetzliche Bestimmungen und besondere schimpfliche Strafen wider die Mißhandlung der Ehemänner durch die Ehefrauen zu richten. In Darmstadt müssen die Damen besonders gefährlich und unbarmherzig gewesen sein, denn hier hatten die Bürger im 15. und 16. Jahrhundert mit der adligen Familie von Frankenstein auf Befehl eines feierlichen Vertrag geschlossen, nach dem sie sich gegen eine jährliche Abgabe von zwölf Malter Korn von denen von Frankenstein durch einen besonderen Boten einen Ekel schützen lassen konnten, so oft sie wollten, auf dem die undeutsche Frau, so ihren Mann geschlagen hatte, nach Urtheil und Recht durch die Stadt ritt. „Das Recht, den Ekel zu führen“, fährt Wendts fort, „hatte seine Einschränkung. Hatte die Frau ihren Mann durch hinterlistige Bosheit, ohne daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte ihn der Frankensteiner Bote; war aber der Mann in offener ehrbarer Fehde — hört, hört! — mit der Frau zu den — jedenfalls derberem Schlägen gekommen, als er sie selbst auszutheilen vermochte, so mußte er den Ekel selbst leiten. Vermuthlich war es die Schlaueit der Frauen, welche gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts hin die Sache so zu wenden gewußt, daß das Ekelsehn, wie dieser Vertrag der Darmstädter mit den Frankensteinern genannt wurde, auch benutzt wurde, um männliche Bürger, die sich „ungebührlich und übel“ gehalten hatten, zu bestrafen.“ Den Herren von Frankenstein muß das aber als ein Mißbrauch ihres Lehnsesels erschienen sein, denn sie machten gelegentlich sehr entschieden geltend, daß sie den Ekel nur wider die bösen Weiber, so ihre Männer geschlagen, zu stellen verpflichtet seien. Aber nicht allein die darmstädter Weiber, sondern auch wider solche von Pfungstadt, Nieder-Ranstadt, Ragenellenbogen und andere jener Gegend wurde der Frankensteiner Ekel begehrt, und auch in manchem sonstigen Gaue deutschen Landes muß derartige Brauch im Schwang gewesen sein, wie aus den alten Chroniken hervorgeht. Ob heutzutage die Kultur und — die weibliche Sanftmuth soweit vorgeschritten ist, daß man ein solches Ekelreiten selten oder gar nicht sehen würde in Städten und Dörfern, wenigleich das Ekelsehn noch gälte? — Vielleicht! Wenn aber die Männer — so ihre Weiber zu schlagen sich nicht für zu gut und ihre Weiber nicht für zu schwach und schutzbedürftig halten — heutzutage auf Ekel durch die Straßen reiten müßten — nun — wenn??

—xz.

Der Buchhandel vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. Die Vervielfältigung der Bücher durch Schreibschrift wurde im alten römischen Reiche im großartigsten Maßstabe betrieben und der Preis derselben war ein verhältnißmäßig niedriger. Marcus Valerius Martialis, ein römischer Epigrammendichter, der etwa um 100 starb, gab beim Buchhändler Tripho einen Sammlung Kenien heraus, die in der Teubnerschen Ausgabe gedruckt 14 Oktavseiten füllen und der Dichter beschwerte sich, daß der Buchhändler sie nicht um die Hälfte des Preises (4 Sesterzen = 76 Pfg.) verkaufe, da er bei diesem Preise immer noch seinen Gewinn habe. Diese geradezu erstaunliche Billigkeit der Bücher war nur in Folge der Sklaverei möglich — was jetzt die

Druckerpresse leistet, wurde von hundert oder tausend Sklavenhänden vollbracht. Titus Pomponius Atticus (ein edler feingebildeter Römer, Freund Cicero's, geb. um 109 v. Chr.) machte, wie Prof. Zeibig in seiner Geschichte der Geschwindschreibekunst erzählt, schon zu Cicero's Zeit ein Gewerbe aus dieser Vielfältigkeit. Er hatte unter seinen Sklaven zahlreiche Arbeiter in jedem Zweige der Bücherfabrikation, solche, die den Papyrus glätteten und leimten, andere, welche die Enveloppen kunstmäßig und elegant herstellten, geschickte Kopisten und Stenographen, endlich sachverständige und gelehrte Korrektoren. Daß von einem Buchhandel im heutigen Sinne erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Dabei mag bemerkt werden, daß ursprünglich die Preise für alle Käufer die gleichen waren — der Vorzug des Buchhändlers vor dem Nichtbuchhändler (Nettopreis und Ordinärpreis) kam erst später auf. Partiepreise, „Ballenpreise“ gab es jedoch schon im 16. Jahrhundert.

Sprechsaal für jedermann.

Folgendem interessanten Rechtsfall glauben wir den Lesern d. Bl. in ihrem eigenen Interesse nicht vorenthalten zu sollen; derselbe zeigt wieder einmal recht deutlich, wie sehr sich oft simpler Laienverstand und gelehrte Juristenansicht im Widerspruch befinden können. Der Inhaber eines kaufmännischen Geschäfts in dem sächsischen Städtchen L. sandte zur Deckung eines ultimo Mai des vorigen Jahres fälligen Wechsels den Betrag von 32 Mark 40 Pf. am 29. des genannten Monats an eine mit ihm in Verbindung stehende leipziger Handlung ab; die letztere verlangte hingegen nach Empfang dieses Betrags von dem Absender noch weitere, angeblich zur vollen Bezahlung des fraglichen Accepts noch erforderliche 1 Mark 10 Pf. Obgleich der zur Deckung des Wechsels Verpflichtete nun wußte, daß das betreffende Handelshaus seinem Buche zufolge diese noch ferner verlangten M. 1,10 nicht rechtmäßig zu fordern hatte, er sich aber nachträglich überzeugte, daß der betr. Wechsel in der That auf die Summe von 33 M. 50 Pf. ausgestellt war, sandte er, um dem angebrohten Protest des Accepts vorzubeugen, bereits unterm 1. Juni per Postanweisung auch diesen Betrag an die benutzte Firma ab. Umso mehr mußte er sich überrascht fühlen, als ihm am 4. Juni von der leipziger Handlung die Mittheilung wurde, daß, da die noch zur vollen Deckung des Wechsels fehlenden M. 1,10 bis zum Mittag des 3. Juni nicht eingegangen seien, der Wechsel unter Protest gegangen wäre, indem man ihn gleichzeitig zur Einfindung der Protestkosten im Betrage von 3 M. 50 Pf. erjudete. Der Betreffende glaubte diese Aufforderung umso mehr unbeachtet lassen zu dürfen, als er die von Seiten der Postverwaltung seines Ortes ausgestellte Einzahlungsbescheinigung (in Betreff der in diesem Falle so bedeutungsvollen M. 1,10) in Händen hatte, und war geneigt, dieses neuerliche Verlangen lediglich für einen Erpressungsversuch des Geschäftshauses zu halten, zu welchem er übrigens, des von ihm wiederholt beobachteten unüblichen geschäftlichen Verfahrens wegen, in keiner ferneren Verbindung mehr stehen wollte. Mehrere Tage danach wird er nichtsdestoweniger vor das zuständige Gerichtsamt zum Wechselverhör geladen, in welchem er sich entschieden weigert, die von ihm verlangten Protest- und inzwischen entstandenen gerichtsamtslichen Kosten zu bezahlen, indem er zugleich den in seinem Besitz befindlichen Postschein vorlegt. Diese Verweigerung hatte zur Folge, daß kurz darauf der Exekutor bei ihm erschien, um die Hülfsvollstreckung zu vollziehen. Der von ihm verlangte Betrag hatte jetzt, unter Einrechnung der Exekutionskosten, schon die Höhe von M. 14,50 erreicht, welche Summe die Frau des Beklagten, in Abwesenheit ihres Mannes, um die Hülfsvollstreckung zu verhüten, auch baar entrichtete. Der in dieser Weise Geschädigte sah sich nun veranlaßt, bei der Oberpostdirektion des betr. Bezirks anzufragen, was der Grund der nicht rechtzeitigen Ablieferung jener M. 1,10 gewesen, worauf er nach Untersuchung der Sache den Bescheid erhielt, daß von Seiten der Postverwaltung seines Ortes die Abstempelung der betr. Postanweisung unterlassen und daher die Sendung vorschriftsmäßig an den Aufgabeort zur nachträglichen Abstempelung zurückgeschickt worden sei. Dadurch sei natürlich die Ablieferung an den Adressaten verzögert worden. Man bedaure zwar die dem Absender erwachsenen Unzulänglichkeiten und habe auch dem betr. Postverwalter eine Rüge wegen jener Nachlässigkeit in seinem Amtsdienst erteilt, dagegen sehe ihm ein Anspruch auf irgendwelche Entschädigung gesetzmäßig nicht zu (eine Verpflichtung seitens der Post, den Adressaten von dem Eingang vorläufig nicht bestellbarer Geldanweisungen in Kenntniß zu setzen, sei nämlich in der Regel nicht vorhanden, wenn die betr. Anweisung nur auf kleinere Beträge laute, — eine Unzulänglichkeit

im Postgesetz, die angeht den vorliegenden Fall) in die Augen springt, die aber von dem Postverwalter, der das ganze Vorgehen verschuldete, nachher als Entlastungsmoment anzuführen versucht wurde). Auf die von dem Geschädigten nunmehr gegen den Postverwalter bei dem zuständigen Gerichtsamt angebrachte Klage erfolgte nach mehreren gegenseitigen Verhören folgender Bescheid: Der Postverwalter D. sei zwar die Protestkosten im Betrage von 3 M. 50 Pf. zu bezahlen schuldig, nicht aber zur Begleichung der entstandenen anderen gerichtlichen Kosten verpflichtet, da der Kläger die von der leipziger Handlung ihm abgeforderten Protestkosten hätte bezahlen sollen, um dadurch dem weiteren gerichtsamtslichen Verfahren wider ihn zu entgehen. Die Berechtigung, den Postverwalter D. für diese Protestkosten verantwortlich zu machen und deren Wiedererstattung von ihm zu verlangen, würde ja dadurch nicht aufgehoben worden sein. Die angerufene zweite Instanz entschied in gleichem Sinne. Der dem Absender jener an sich so geringfügig erscheinenden M. 1,10 in der ganzen Angelegenheit erwachsene Schaden belief sich, einschließlich der von ihm zu zahlenden Gerichtskosten zweiter Instanz (diejenigen der ersten waren aufgehoben worden), in Summa auf rund 24 Mark, wobei der ihm verursachte Zeit- und Müheaufwand noch garnicht mit eingerechnet ist.

So sehr nun einestheils der gerichtsamtsliche Bescheid berechtigt erscheint, drängt sich doch andernteils die Frage auf: Müßte sich der Absender jener M. 1,10 nicht in vollem Recht wähnen, als er die Protestkosten nicht bezahlte, da er ja seinen Postschein in den Händen hatte? Und war nicht der betreffende Postverwalter an allen und jeden Folgen der verspäteten Ablieferung der Postanweisung schuld? Würde nicht jeder, wenn er sich an Stelle des schließlich so empfindlich Geschädigten befunden hätte, so und nicht anders wie er gehandelt haben? — Mit diesen Erwägungen wandte man sich an das Generalpostamt, das aber erklärte, nicht in der Lage zu sein, „den Postverwalter D. zur Zahlung einer über die gerichtsamtslich festgesetzte Buße hinausgehenden Entschädigung zu veranlassen.“ Dem von Seiten des Beschwerdeführers erhobenen Antrag, den Postverwalter, dem man noch andere schwere Vernachlässigungen seines Dienstes, unter anderm die tagelange Abwesenheit desselben von seinem Dienstorte, nachweisen konnte und zum Theil auch nachwies, zu verzeihen, wurde von Seiten des Generalpostamtes eine Folge nicht gegeben, da dieser Antrag „keineswegs ausreichend begründet sei.“

Dr. M. B.

Anruf. Der Tuchmacher Franz Wolf aus Hersfeld, Provinz Hessen in Preußen, den im Jahr 1874 Briefe unter folgender Adresse erreichten:

Compagnie H. 7. U. S. Infan. Camp Baker Montana Territory.
North Amerika.

hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen. Sollte einem Leser der „Neuen Welt“ in Amerika der Aufenthalt oder das Schicksal Wolf's bekannt sein, so bitte ich höflich, mich, seinen Bruder, davon in Kenntniß zu setzen.

Hersfeld, Klausthor 703.

Georg Wolf.

Literarische Umschau.

„Die Stenographie“. Organ zur Förderung der Gabelsbergerschen Redezeichenkunst. Im Auftrage des Deutschen Gabelsberger Stenographenbundes, herausgeg. vom Gabelsberger Dresdner Stenographenverein. Von diesem 1/4-jährl. im Umfange von 8 Seiten in gewöhnlichem Typendruck und Autographie herausgegebenen Blatt ist kürzlich die erste Nummer erschienen. Dieselbe enthält mehrere der Propaganda gewidmete Artikel, die gewiß manchen veranlassen werden, sich mit der Kurzschrift zu befreunden, wenn nicht etwa der Ausspruch: „Wer soll Stenographie lernen und wer nicht?“ von Dr. K(arl) A(brecht), der die Stenographie nur für den „gebildeten“ Menschen geeignet hält, zu dem irrigen Glauben verleitet, daß der Stenographielernende Philologie oder sonst etwas „akademisch“ studirt haben müsse. Die in der vorliegenden Nummer enthaltenen stenographischen Postkarten (mit 230, 650 und 750 Worten) zeigen recht augenfällig die bedeutende Raumersparniß, welche durch Anwendung der Stenographie erzielt wird.

Berichtigung. Durch einen Druckfehler in Nr. 26 wurde die Beisteuer Italiens zur Gotthardbahn statt mit 45 Millionen mit nur 20 Millionen Francs angeführt.

J.

Inhalt. Ein verlornen Mann, von Hermann Hirschfeld. — Brennstoffe und Wohnungsheizung, von Rothberg-Lindener. — Ueber die Geseze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist (Schluß). — Frrfahrten, von L. Rosenbergr (Fortsetzung). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. (Fortsetzung). — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil (Fortsetzung). — Auswanderer nach den Silberminen von Leabville (mit Illustration). — Eine Einrichtung zum Schutze wider den Mißbrauch des Pantoffelregiments. — Der Buchhandel vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. — Sprechsaal für jedermann. — Literarische Umschau.